

Schicksalsjahre im Sudetenland

Bericht aus Oberplan in Südböhmen.

Das Jahr 1945 beginnt

Nach Neujahr sollte in Krummau wieder der Unterricht beginnen. Fröhlich bestiegen wir in Oberplan den Zug, eine ganze Schar junger Leute. Mia Kirchner und Rosl Giech aus Lenauheim im Banat gehörten schon ganz zu uns. An die primitiven Verhältnisse im alten Kloster in Krummau hatten wir uns auch gewöhnt. Mit Hallo wurden die Österreicher begrüßt, wenn wir uns auch sonst sehr oft über ihre Arroganz geärgert hatten.

Als wir am nächsten Tag zur Schule kamen, erwartete uns eine Überraschung. Der Unterricht müsse bis auf weiteres ausfallen, verkündete der Herr Direktor. Die Schule würde als Lazarett gebraucht. Wir waren sonderbare junge Leute gewesen, wenn wir uns darüber nicht gefreut hätten! So bekamen wir von jedem Lehrer Hausaufgaben auf, die wir alle 14 Tage in Krummau abliefern müssten.

Einsatz für den „Endsieg“

Mit Hurra und Jubel packten wir unsere Sachen zusammen und fuhren mit dem Abendzug wieder Richtung Heimat. Zweimal sind wir später wirklich nach Krummau gefahren, um unsere Aufgaben abzuliefern und neue zu bekommen. Beim zweiten Mal bekamen wir ein Zeugnis für das Halbjahr und die Nachricht, dass wir verständigt würden, wann der Unterricht wieder beginnen würde. Wir sollten uns mittlerweile irgendwie „für den Endsieg“ nützlich machen.

Nun, Arbeit gabe es für uns ja wirklich eine ganze Menge. Viele Stunden verbrachten wir nun am Bahnhof, wenn die Flüchtlingszüge aus Schlesien hier kurzen Halt machten. Wir kochten auf einem Kanonenofen Tee, machten Wasser heiß und versorgten die Flüchtlinge damit. Einmal fragte mich eine Frau, ob ich ihr wohl Milch für ihr krankes Kleinkind besorgen könnte. Sie reichte mir ein Töpfchen und ich rannte, so schnell ich konnte, zum nächsten Bauern. Ich bekam auch wirklich das Töpfchen voll gefüllt und eilte zum Bahnhof zurück, voll Freude, dass ich dem Kind helfen konnte. Da fuhr der Zug an – und ich stand da mit meinem Topf Milch, sah hilflos dem abfahrenden Zug nach und brach in Tränen aus. Was mit der Milch geschah, weiß ich nicht mehr, dass ich aber immer noch weinte, als ich daheim ankam, daran erinnere ich mich noch gut.

Dann kam eines Tages ein Brief von Onkel Otto aus Reichenberg. Er war Lokführer und dauernd mit Lazarettzügen unterwegs. Ob wir wohl Tante Resi und die drei Kinder aufnehmen könnten, es gäbe sehr häufig Fliegeralarm, man wüsste nicht, wann es auch zu Angriffen käme und er wüsste gerne seine Familie in Sicherheit. So kam Mitte Februar neue Einquartierung in unser Haus. Tante Resi erzählte, dass sie bis nach Reichenberg den Feuerschein von Dresden beobachten konnten und wie viel Elend auf den Straßen von Schlesien her zusehen war. Das Gepäck, das in Reichenberg aufgegeben worden war, ist in Oberplan nur zum Teil angekommen. So mussten wir halt teilen und uns weiter einschränken.

In Oberplan war mittlerweile alles anders geworden. Ein Leben und Treiben war auf den Straßen als wäre jeden Tag Jahrmarkt. Die Flüchtlinge aus dem Banat waren sehr schnell integriert. Die letzten leeren Zimmer in Austragswohnungen oder sogar die „guten Stuben“ der Bürgerhäuser waren für sie freigemacht worden. Das ganze Dorf Lenauheim bei Temesvar war in einem großen Treck in unsere Gemeinde gekommen, mit Bürgermeister und Lehrern. Professor Oberthür aus Temesvar hatte in den letzten Wochen bei uns in Krummau unterrichtet und uns „für nach den Krieg“ zu „Hendlpaprika“ ins Banat eingeladen. Die Banater packten an, wo man sie brauchte und ersetzten so viele der eingerückten Männer und Burschen.

Ende Februar, als der Schnee noch nicht geschmolzen war, bekamen wir jungen Leute zwischen 15 und 17 Jahren eine neue Aufgabe. Wir sollten am Schöninger, dem Hausberg von Krummau, Schützengräben machen, damit die Heimat verteidigt werden könnte. Mutter und Tante schüttelten den Kopf, aber ließen mich mitfahren. Wir waren uns des Ernstes der Lage durchaus nicht bewusst, für uns war es eine Gaudi. Das Lagerleben am Schöninger und das einfache Essen nahmen wir in Kauf. Amüsiert beobachteten wir jüngeren, wie sich die ersten Liebesfäden zwischen den Geschlechtern spannten. Aber das Graben im gefrorenen Boden des Waldes und zwischen den vielen Wurzeln war ein Unterfangen, das von vornherein zum Scheitern verurteilt war, wie so vieles andere, was damals angeordnet wurde.

In den Oberplaner Schulen gab es nun auch keinen Unterricht mehr. In der Volksschule und in der Landwirtschaftsschule waren Flüchtlinge aus Schlesien einquartiert. Zu ihnen hatten wir kaum Kontakt. Es lag wohl hauptsächlich an der Sprache, dass wir mit ihnen nicht warm wurden. Zudem hatten sie das Lagerleben geprägt. Sie sahen abgerissen und ungepflegt aus.

In der Hauptschule war ein Lazarett eingerichtet. Da gab es für uns eine neue und schöne Aufgabe. Wir hatten mit Fachlehrer Ricek sehr viel und sehr gerne gesungen. So wiederholten wir diese Lieder und sangen sie im Lazarett für die Soldaten. Später kamen wir auf eine neue Idee. Wozu hatten wir alle ein Instrument gelernt? Irgendjemand hatte auch irgendwelche Noten: Walzer und den „Hohenfriedberger Marsch“ und Melodien aus „Land des Lächelns“. So spielten wir diese Dinge in der sonderbarsten Besetzung. Geigen und Blockflöten, zwei Zithern und zwei Schifferklaviere. Das mag ja auf die vielleicht musikalisch gebildeten Soldaten gewirkt haben! Später spielten wir auch Theater für die Soldaten. Unsere Mütter unterstützten uns in diesem Tun, wussten sie uns doch dadurch sinnvoll beschäftigt und konnten uns so noch eine Weile eine schöne Jugendzeit erhalten.

Im März kam ein Brief von Onkel Wenzel, der wieder einmal, zum siebten Mal, mit einer Verwundung im Lazarett lag. Er bat uns, seine Frau mit seinem Sohn zu uns zu nehmen, in Brünn fürchte er um ihre Sicherheit. So standen eines Abends zwei Frauen mit zwei Kindern vor unserer Wohnungstür, Tante Walfriede und ihre Freundin. Tante Walfriede hatte sich sehr gefürchtet, allein durch das Protektorat zu uns in den Böhmerwald zu fahren. Die Tschechen wurden langsam mutig wehrlosen deutschen Frauen gegenüber. Wir räumten unser Schlafzimmer und schiefen zu Dritt im Wohnzimmer. Die Brünnner hatten das Schlafzimmer belegt, Tante Resi das Kinderzimmer und eine Frau aus Wien das Zimmer, das eigentlich für mich gedacht war. Gekocht wurde in der Küche, in Etappen.

Der Krieg geht zu Ende

So verging der März. Am 1. April war Ostern. Am Karfreitag war „die Festung Breslau“ gefallen. Die Front rückte immer näher. Jede der Frauen in unserem Haus bangte um ihren Mann. Sogar die Aktivitäten unserer Jugendgruppe schliefen langsam ein. Am 13. April hörten wir im Radio vom Tode Roosevelts. Ob das wohl Einfluss auf den Krieg haben würde?

Mittlerweile war der Krieg auch in unser stilles Land gekommen. Kriegsgefangene wurden über unsere Straßen getrieben. Wohin wohl? Manche Leute hatten ihnen Kartoffeln über den Zaun des Viehplatzes geworfen, wo sie kurz gerastet hatten. Wie Tiere hatten sie sich darüber hergemacht. Untermenschen? Wie erging es wohl unseren Gefangenen?

Bei uns stand die Nähmaschine nicht still. Irgendwoher bekamen wir eine Hose einer Parteiuniform geschenkt. Das gab für Elli, die Einjährige ein Mäntelchen. Es stand ihr allerliebste zu ihren goldenen Haaren. Aus der gefärbten Fahne bekam ich ein Sommerkleid und die Fallschirmseide, die es in diesen Wochen auf Sonderpunkte der Kleiderkarte zu kaufen gab, wurde zu Blusen verarbeitet.

Am 29. April eroberten die Amerikaner Wallern, 20 km westlich von Oberplan. Die Russen standen schon in der Gegend von Kaplitz, etwa 40 km östlich von uns. Tags darauf hörten wir vom Tode Hitlers. Jetzt beteten wir nur noch darum, dass die Amerikaner schneller seien, als die Russen. Vom 8 km entfernten Salnau herüber hörten wir Kanonendonner. Kreisleiter Multerer fiel dort. Er war ein integrierter Mann. Hatte er den Tod gesucht? In Oberplan wimmelte es jetzt auch noch von Soldaten. Sie alle drängten nach Westen, nur weg von den Russen.

Am Freitag, den 4. Mai gabe es plötzlich eine fürchterliche Detonation. Zum erstenmal flüchteten wir alle in den Keller. Aber wovor sollte er uns schützen? Dann hörten wir, dass die Moldaubrücke gesprengt worden war. Wozu das? Die Panzer der Amerikaner aufzuhalten? Ein paar hundert Meter flussabwärts war eine Furt, die mit Panzern leicht überquert werden konnte. Nun standen die Amerikaner am Ufer der Moldau in Vorderstift. Wir warteten auf sie, sie kamen nicht. Ein verrückter Offizier wollte Oberplan noch verteidigen. Da ging der Ortsgruppenleiter mit einer Abordnung, einer Dolmetscherin und einer weißen Fahne den Amerikanern entgegen. Er erhielt die schreckliche Nachricht: Sie dürfen nur bis zur Moldau, das andere Ufer gehöre den Russen.

Es waren zwei bange Tage, in denen sich nichts tat. Am 6. Mai, es war ein Sonntag, hörten wir im Radio von der Kapitulation der deutschen Armee im Westen. Und plötzlich, am Nachmittag rollten Panzer von Vorderstift herauf. Amerikanische Panzer mit Negern als Besatzung. Sollten wir nun froh sein, dass es nicht die Russen waren?

Bald gingen die Soldaten auf Quartiersuche. Als sie in unsere kleine Küche kamen und hier vier Frauen und acht Kinder zusammengekauert sahen, zogen sie wieder ab. Aber unser kleines Haus musste nun noch einmal sieben Personen aufnehmen, die von den Amerikanern aus ihren Wohnungen im Forstamt ausquartiert worden waren.

Am Dienstag, den 8. Mai, kam ein junger amerikanischer Offizier in unser Haus und verkündete uns freudestrahlend: „Es ist Frieden! Die deutsche Armee hat bedingungslos kapituliert!“ „Bedingungslos!“ fragte Mutter fassungslos, ja geradezu entsetzt. Der Offizier verstand sie nicht. Wir ahnten, was uns erwartete.

Am Abend wurden acht deutsche Offiziere in unsere Küche eingewiesen, sie sollten hier übernachten. Sie waren abgerissen, erschöpft, ausgehungert. Einige weinten. „Wie soll ich meinen Kindern vor die Augen treten?“ schluchzte der eine, immerzu und immer wieder die gleichen Worte. Mutter holte die letzten Vorräte aus dem Keller und bereitete ihnen eine Abendmahlzeit. Am nächsten Tag wurden die Offiziere in der Tischlerwerkstatt des Nachbarn Müller untergebracht. Auf den Wiesen, Sportplätzen und Viehplätzen des Ortes lagerten nun die deutschen Soldaten. Sie sahen genauso aus, wie die gefangenen Russen, die vor Wochen durch den Ort getrieben worden waren. Total am Ende.

Eines Tages kam ein amerikanischer Soldat, zeigte auf das Radio, legte Geld auf den Tisch und nahm es mit. Nun hatten wir keine Informationsquelle mehr und waren nur mehr auf Gerüchte angewiesen.

Doch langsam normalisierte sich das Leben wieder. Es begann die Entlassung der Kriegsgefangenen und auch viele unserer Oberplaner kehrten wieder heim. Wir jungen Leute saßen wie früher auf den Bänken im Park und sangen unsere Kanons und Lieder. Manche amerikanische Soldaten strichen um uns herum, versuchten Anschluss zu finden. Wir aber zeigten ihnen die kalte Schulter. „Ein deutsches Mädchen gibt sich nicht mit dem Feind ab“, war uns eingetrichtert worden. Vielleicht wäre es gut gewesen, von ihnen Informationen zu erhalten. Aber hätten wir geglaubt, wenn man uns gesagt hätte, was sehr bald im Sudetenland passieren würde?

Am 31. Mai war Fronleichnamstag. Die Prozession an diesem Donnerstag war ein großes Danke für das Ende des Krieges, der uns im Böhmerwald vergleichsweise wenig getroffen hatte. Die Amerikaner zückten ihre Fotoapparate und waren ganz aus dem Häuschen vor Begeisterung. Wie gut, dass niemand hier wusste, vor allem unsere Brüner nicht, was sich zur gleichen Zeit in ihrer Heimatstadt, im fernen Brünn abspielte, der „Todesmarsch der Brüner Deutschen“.

Unsere Befreiung beginnt

Der Alltag schien nun wieder einzukehren in Oberplan. Die meisten Flüchtlinge aus Wien und Linz, aus Köln und aus München hatten den Ort verlassen. Die verwundeten Soldaten waren entlassen worden, die Gefangenen aus den Lagern auf den Wiesen und Sportplätzen ebenfalls. Die Schlesier die in den Schulen einquartiert waren, waren weitergezogen. Wohin wohl? Die Banater packten ihre Planwagen und brachen auf in Richtung Heimat.

Auch in unserer Wohnung war es nicht mehr so eng, seit Tante Walfriede und Frau Vorndran mit ihren Kindern in ein größeres Zimmer zu Frau Hofman gezogen waren. Die Wienerin, die bei uns gewohnt hatte, hatte sich einen amerikanischen Galan angelacht und er hatte ihr ein schönes großes Zimmer besorgt. Sie war nicht nach Wien zurückgekehrt.

Wir waren gerade dabei, es uns mit Tante Resi und ihren drei Kindern etwas gemütlicher zu machen, da kam der 4. Juli.

Die Tschechen kommen:

Ein Betrieb war an diesem Sommertag in der Bahnhofstrasse, ein Gerenne hinauf und hinunter. So viele Fremde waren plötzlich wieder im Ort und man hörte tschechische Laute. Auch die Amerikaner sausten hin und her. Hinter dem neuen Forsthaus war eine Rednerbühne aufgestellt und nach und nach versammelte sich eine große Menge fremder Menschen dort. Oberplaner waren keine da, außer ein paar neugierige junge Leute, wie auch ich und meine Freundinnen. Dann sprach ein amerikanischer Offizier, nachher ein Tscheche. Eine amerikanische Musikkapelle spielte einen Marsch (wahrscheinlich war das die amerikanische Hymne), dann die tschechische Nationalhymne. Lauter Jubel brandete auf. Uns wurde es unheimlich und wir machten, dass wir nach Hause kamen.

Aufgeregt erzählte ich daheim von den Vorgängen. „Wo ist mein Heim, mein Vaterland... (so die deutsche Fassung der tschechische Nationalhymne) haben sie auch gespielt“, schloss ich meinen Bericht. Da sank Mama ganz blass auf einen Stuhl: „Nun sei uns Gott gnädig!“ Tränen rannen über ihr Gesicht. Auch Tante Resi stand stumm und fassungslos da. Keiner dachte mehr an das geplante Umräumen in der Wohnung. Die beiden Frauen saßen da und starrten die Wände an. Sie dachten daran, wie sich die Tschechen 1918 nach dem Krieg mit Waffengewalt in den deutschen Gebieten eingenistet hatten, wie sie die Deutschen in der Heimat schikanierten und das deutsche Gebiet systematisch unterwanderten, sodass nach 20 Jahren manche rein deutsche Orte bis zu einem Viertel tschechische Bewohner hatten, die sich den Heimischen gegenüber wie Herren aufspielten.

Schon am nächsten Morgen standen plötzlich zwei fremde Männer in der Wohnung. Keiner hatte ein Klopfen gehört, sie waren eben plötzlich da. „Sie wünschen?“ fragte Mama. Einer der beiden Männer grinste spöttisch, dann sagte er tschechisch etwas zu dem anderen. Mama sah die beiden prüfend an: „Müsste ich sie nicht kennen? Freilich, sie kommen mir bekannt vor!“. Das Grinsen wurde breiter, richtig frech. Dann wandten sich die beiden abrupt um und verließen grußlos die Wohnung. „Sag mal Traudl, wer waren denn die? Die müsste ich doch kennen!“ meinte Mama. „War das nicht der Vancura?“ fragte ich zurück. „Freilich, der war es. Und der andere war der tschechische Lehrer“, erinnerte sich Mama. „Na, wenn die beiden wieder da sind, da ist es ja gut. Da weiß man wenigstens, wohin man gehen kann, wenn es Probleme mit der Sprache gibt“, sagte

Mama und damit war der Besuch für uns erledigt. (Herr Vancura war ein Tscheche aus Budweis, der auf das Steueramt im deutschen Oberplan versetzt worden war und bis 1938 dort beschäftigt war. Er hatte bei Dr. Fenzl aus Budweis dafür gesorgt, dass wir die Wohnung in der hübschen Villa bekamen. Mit ihm und dem Lehrer, der in der Nachbarschaft wohnte, hatte mein Vater des Öfteren einen Tarokabend verbracht).

Einige Tage später waren die beiden wieder da. „Jetzt weiß ich, wer sie sind. Herr Vancura, Grüß Gott!“ „So, wissen Sie? Das ist ja gut! Wo ist Herr Woldrich?“ „Ja, wo wohl? Schön wäre es, wenn ich es wüsste!“ erwiderte Mama. „Wir machen Hausdurchsuchung!“ Herr Vancura ging durch die ganze Wohnung, öffnete alle Schränke, holte einen großen Koffer vom Schrank und warf wahllos Vaters Anzüge hinein. Entsetzt und sprachlos verfolgten wir sein Tun. „Was soll das?“ fragte Mama. „Wird alles beschlagnahmt! Den Koffer mit Sachen bringen Sie morgen auf Narodni Vybor (Gemeindeamt)!“ „Wie soll ich das? Ich bin herzleiden. Ich kann diesen Koffer nicht tragen!“ wagte Mama einzuwenden. „Das ist Befehl! Haben Sie verstanden?“ schnauzte Sie Herr Vancura an. Der Lehrer hatte in der ganzen Zeit kein Wort gesagt. „Und Sie denken nicht mehr daran, wie Ihnen mein Mann geholfen hat, dass Sie alle ihre Sachen wieder bekamen, als Sie 1938 fluchtartig nach Budweis zurückgegangen waren? Schämen Sie sich nicht?“ Aber Herr Vancura war schon draußen und hatte wohl gar nicht mehr gehört, was sie gesagt hat.

Etwa acht Tage später wurde das deutsche Geld ungültig. Wir konnten auf der Sparkasse einen begrenzten Betrag umtauschen. Weil Mama nicht so lange stehen konnte, ging also ich zur Sparkasse. Ich mochte wohl eine Stunde in der Schlange gestanden sein, als jemand hereinkam und ganz aufgeregt zu mir sagte: „Ja, um Gotteswillen, Traudi, du bist noch da? Ihr müsst aus der Wohnung heraus und deine Mama haben die Tschechen auf die Gendarmerie geschleppt. Lauf schnell heim!“ Nun schoben mich die anderen Wartenden vor dem Schalter. Mit zitternden Händen steckte ich mein Geld in die Brieftasche und raste heim. Die ganze Bahnhofstrasse war in hellsten Aufruhr. Wir wohnten in einer der schönen Villen hier und es war abzusehen, dass wir nicht die einzigen waren, die Tschechen Platz machen mussten. Der „Färber“, ein alter Bürgerbauer, bei dem die Eltern früher gewohnt hatten und mit denen wir mehr als freundschaftlich verbunden waren, hatte einen Leiterwagen in unseren Hof gestellt und eine ganze Menge Nachbarn waren da und halfen mit, unsere Wohnung auszuräumen. Die Möbel allerdings mussten stehen bleiben.

Auf dem Sofa in der Küche saß Mama in Tränen aufgelöst und zitterte am ganzen Leib. Nur mit Mühe konnte sie mir erzählen, was passiert war: Kurz nachdem ich zur Sparkasse gegangen war, kam Herr Vancura mit seiner mittlerweile berühmten Kommission und eröffnete Mama und Tante Resi, dass sie bis abends fünf Uhr die Wohnung geräumt haben müssten. „Möbel bleiben selbstverständlich stehen, verstanden?“ „Und wohin sollen wir gehen? fragten die beiden Frauen. „Unten in Vorderstift (2 km entfernt) ist ein Stall leer, da hinein können sie ziehen!“ höhnte Herr Vancura. Dann ging er die Treppe hinauf zu Fräulein Hirsch.

Fräulein Hirsch war die Tochter des ehemaligen Oberplaner Arztes und schon über achtzig Jahre alt. Sie hatte Herrn Dr. Fenzl aus Budweis, unserem Hausherrn, ihr Haus gegen eine Leibrente und das Wohnrecht in unserem Haus verkauft. Fräulein Hirsch hatte keine Angehörigen mehr und lebte sehr zurückgezogen. In den sechs Jahren, die sie im Haus wohnte, hatte sie nie Besuch bekommen. Als Herr Vancura die Treppe herunterkam, fragte meine Mutter: „Muss Fräulein Hirsch wohl auch aus dem Haus?“ „Ja, alle bis fünf Uhr draußen. Der Stall in Vorderstift ist groß genug.“ Da rief meine Mutter ganz außer sich: „Das ist ja ein himmelschreiendes Verbrechen, das Sie da an dieser alten Frau begehen!“ „Kommen Sie! Kommen Sie!“ schrie nun einer der Tschechen und zwei Soldaten schleppten Mama auf die Gendarmerie. Dort hatte Mutter einen Schwächeanfall erlitten und da schickte man sie schnell wieder heim. Immerhin waren ja noch die Amerikaner im Ort, die sich bei allzu krassen Verstößen gegen die Deutschen einschalteten.

Mittlerweile hatte es sich im Ort herumgesprochen, was sich in der Bahnhofstrasse abspielte. Viele Leute kamen, um uns zu helfen. Herr Benischek, ein Kollege und Freund meines Vaters bot sich

sofort an, sich in Vorderstift umzusehen. Ganz entsetzt kam er zurück: „Das is ja wirklich ein Stall! Steinfußboden, kein Wasser, keine Möglichkeit zu heizen!“ Auch diese Teufelei sprach sich schnell im Ort herum und jeder fragte nun jeden, wo wohl die Leute aus dem Fenzl-Haus unterkommen könnten. Am Abend hatte Tante Resi mit ihren drei Kindern Unterschlupf in einer Futterkammer beim „Botoumer“ gefunden, wir konnten unsere Habe beim Tischler Lang in der Werkstatt unterstellen und zum Schlafen und Wohnen stellte uns das Ehepaar Lang ihr Schlafzimmer zur Verfügung. Die kranke Frau schlief in der Wohnküche, der Mann in einer kleinen Kammer.

Von Fräulein Hirsch haben wir nie mehr etwas gehört. Wir waren zu sehr mit uns selbst beschäftigt, als dass wir gemerkt hätten, wer ihr einen Unterschlupf anbot. Vielleicht hatte sie ein Bauer aus den umliegenden Dörfern zu sich geholt.

Erstaunlich war, dass wir mit Hilfe vieler Freunde wirklich alles, außer Möbeln aus dem Haus geschafft hatten, sogar die sieben Ster klein gehacktes Holz, die Vater in den letzten Ferien, die er daheim war, im Wald gemacht hatte, unsere Nähmaschine und meine Skier fanden wir später in Langs Werkstatt und auch den Koffer mit Vaters beschlagnahmten Anzügen. Nun hieß es aber, einen anderen Unterschlupf zu finden, denn bei Familie Lang konnten wir ja nicht auf die Dauer bleiben.

Endlich hatten wir ein großes Zimmer im Gemeindehaus gefunden. Evakuierte aus dem Rheinland hatten es früher bewohnt. Wir weißten nun zwei Tages lang Decke und Wände und freuten uns auf den Umzug. Da kam jemand vom Narodni Vybor und eröffnete uns, dass man „Nazi“ (und das waren damals außer den Kommunisten alle Deutschen) im Gemeindehaus nicht haben wolle. Nun saßen wir also wieder einmal auf der Strasse. Ganz gebrochen kehrten wir bei „Färbers“ ein. Diese Familie war immer unsere Zuflucht in schweren Lebenslagen, ob es beim Tod meines kleinen Bruders war, oder ob meine Eltern uns eine Zeit allein lassen mussten, der „Hausherr“ und die „Hausfrau“ (wie wir sie nannten, weil wir die ersten zwei Jahre, die wir in Oberplan waren, dort gewohnt hatten), waren immer für uns da. Da meint der Hausherr: „Na, unsere Linzer Flüchtling san i da letzt`n Wocha furt. Wenn`s af`s Juchhe (gemeint war der 2. Stock) affi mecht`s? Des war iazt frei!“ Wie glücklich waren wir über dieses Angebot!

Wieder wurde die Stube ausgeweißt, der Ofen geputzt und dann die wenigen Möbelstücke, die wir gerettet hatten, umgeräumt. Wir übten uns, wie später noch sehr oft, im Improvisieren. Zuletzt hatten wir den einen Raum in Wohnzimmer, Schlafzimmer und Küche eingeteilt. Wir mussten zwar das Wasser aus dem Brunnen am Marktplatz oder von der Pumpe auf der Straße holen und unsere Bedürfnisse im „Häusl“ auf den Hof verrichten, denn es war ja eigentlich nur ein etwas besserer Abstellraum, aber wir fühlten uns in diesem Haus und bei seinen Bewohnern geborgen.

Mittlerweile hatte man sich am Narodni Vybor etwas Neues ausgedacht. Eines Tages flatterte ein Brief ins Haus, sogar zweisprachig geschrieben, dass ich zum Arbeitseinsatz bei amerikanischen Soldaten abgeordnet sei. Die Hausnummer musste ich erst suchen, bei uns nannte man die Häuser mit ihren Hausnamen. Es war das Haus des „Seifensieders“ am Marktplatz. Dort durfte ich nun für die amerikanischen Soldaten putzen. Und wenn sie ihre Pistolen und Halfter auf die Biedermeierschränke dieser wohlhabenden Bürgerfamilie warfen, versuchte ich die Kratzer wegzupolieren – mit nicht sehr großen Erfolg. Zu tun hatte ich kaum etwas. Manchmal versuchte ich in einer englischen Zeitung zu lesen, nahm sogar Vaters Wörterbuch mit zur Arbeit, um etwas mehr zu verstehen. Der Erfolg war mager, aber die Soldaten respektierten mich nun mehr und ich konnte sie mir bei ihren Annäherungsversuchen vom Leibe halten. Vielleicht war es falsch, so eine Distanz aufzubauen. Die Amerikaner hätten uns vielleicht helfen können, wichtige Dinge zu Verwandten über die Grenze zu bringen. Als einige der jungen Offiziere merkten, dass ich das Essen, das sie mir brachten, mit nach Hause nahm und vor allem die Schokolade für Siegfried aufsparte, brachten sie mir größere Fleischportionen und auch öfter einmal Obst mit.

Wir waren noch gar nicht lange beim „Färber“, als es eines Tages nachts an unsere Tür klopfte. Der Hausherr rief: „Frau Woldrich, mochan`s af! Bsuch ist do!“ Vor uns stand Onkel Otto. Irgendwer hatte ihm gesagt, wo wir jetzt hausten – obwohl, er hatte ja Tante Resi gesucht. Man hatte ihn für Vater gehalten, wie zuerst auch der Hausherr. Sehr oft schon hatte man die beiden Brüder verwechselt. Onkel Otto wollte seine Frau und seine Kinder nach Reichenberg holen, damit die Familie in den unsicheren Zeiten beisammen wäre. Er war noch immer als Lokführer bei der Eisenbahn beschäftigt. Man brauchte ihn noch. Schon am übernächsten Tag fuhr er mit seiner Familie heim und es dauerte gar nicht lange, dass wir Nachricht von ihm aus Deutschland bekamen, aus Staffelstein in Oberfranken. Dorthin hatte es ihn mit seiner Familie verschlagen. „Wir wohnen in einem kleinen Bauerndorf bei Staffelstein“, schrieb er. „Wenigstens haben wir etwas zu essen, wenn wir in der Landwirtschaft mithelfen.“

So verging der letzte Sommer in Oberplan. Die Arbeit bei den Amerikanern war plötzlich zu Ende, als die Einheit abgelöst wurde. Mittlerweile hörte man immer öfter von deutschen Mädchen, die zur Zwangsarbeit ins tschechische Landesinnere verschleppt worden waren. Meine Mutter meinte, wir jungen Leute sollten uns nicht mehr so viel auf den Straßen sehen lassen. Sie holte nun selbst das Wasser von der Straße ins Haus. Dort erst übernahm ich die Eimer und trug sie die Treppen hoch. Die Großmutter unseres Freundes Hans R. erlaubte uns, in ihrer großen Stube, deren Fenster nach hinten hinausgingen, zu tanzen und ein bisschen fröhlich zu sein.

Dann kam die Anordnung, dass alle Deutschen eine weiße Armbinde mit einem großen schwarzen N für Nemci = Deutscher tragen müssen. Parteimitglieder müssen zwei NN aufnähen, für Nemci-Nazi. Kein Deutscher durfte mit Bus oder Eisenbahn fahren und wir bekamen auch besondere Lebensmittelkarten. Für Deutsche gab es kein Fleisch mehr außer Freibankfleisch und Pferdefleisch. Plötzlich waren wir Vegetarier geworden.

Im August gab es eine große Verhaftungswelle im Ort. Sie traf fast alle Männer, die schon aus dem Krieg zurückgekehrt waren. Es waren alle Lehrer dabei und alle Forstbeamten, die Handwerker und die meisten Geschäftsleute. Es gab kaum einen Mann unter 60 Jahren mehr im Ort. Sie wurden in ein berüchtigtes Gefängnis nach Budweis gebracht, dort wochenlang fürchterlich misshandelt, dann ohne Prozess zu Zwangsarbeit verurteilt, keiner unter 8 Jahre. Die Haft verbrachten viele von ihnen in den Uranbergwerken von Joachimsthal.

So wurde es Herbst. Wir lagerten Kartoffel ein, von denen es in diesem Jahr eine Rekordernte gab und hofften einigermaßen gut über den Winter zu kommen. Eines Tages im Oktober wurde uns wieder ein Brief ins Haus gebracht. Diesen Brief bekamen fast alle Frauen, deren Männer noch nicht aus dem Krieg zurückgekehrt oder in den letzten Wochen verhaftet worden waren. Am nächsten Tag, den 15. Oktober, sollten sich die Frauen um acht Uhr auf der Gemeinde einfinden. Die Gerüchteküche kochte. Was haben die mit den Frauen vor? Was mit den Kindern?

Eine Stunde Zeit

Mutter ging also, wie alle Frauen auch, um 8 Uhr zur Gemeinde. Ich war auch mit ihr aufgestanden. Wir hatten sowieso in dieser Nacht kein Auge zugetan. Ich zog doppelte Unterwäsche und Strümpfe an und konnte auch Siegfried dazu bringen, sich wie eine Zwiebel einwickeln zu lassen. Dann rollte ich die Federbetten in Leintücher ein und band sie mit einer Schnur zusammen. Alles, was ich in der Eile an Wäsche und Kleidung erwischen konnte, warf ich in unseren großen Reisekorb.

Da kam auch schon Mutter mit einem Tschechen und einem amerikanischen Soldaten zur Tür herein – leichenblass. „In einer Stunde müssen wir mit dem, was wir bis dahin packen können, am Marktplatz sein. In einer Stunde!“ Sie sank auf einen Stuhl, Tränen rannen über ihr Gesicht. Sie war nicht fähig, einen Finger zu rühren. „Warum du weinen, Frau?“ fragte der Amerikaner. „Warum? Warum?“ schrie ihn Mama an. „Warum lasst ihr das zu?“

Wir packten unsere Bündel. Der Amerikaner half, sie auf Färbers Leiterwagen zu tragen und zum Rathaus zu fahren. Er hatte keine Ahnung, was das alles sollte. Der Tscheche stand hämisch grinsend dabei.

Beim Rathaus standen eine Menge Lastautos, auch amerikanische. Darauf wurden die Bündel geladen, dann durften die Menschen aufsteigen. Ich packte Siegfried und kletterte mit ihm auf das Auto, auf dem unser Gepäck war. Für Mama war kein Platz mehr auf diesem Auto. Da zog sie uns beide herunter und schob uns auf ein anderes Auto, auf das auch sie dann kletterte. Ich rief: „Unser Gepäck! Das ist doch auf dem anderen Auto!“ „Lass das Gepäck!“ sagte Mama müde. „Wir drei müssen beisammen bleiben, das ist das wichtigste!“ Am frühen Nachmittag fuhren die Autos los. Es ging Richtung Grenze, und wir wussten, drüben im österreichischen Mühlviertel sind die Russen. „Nur nicht zu den Russen!“ betete jeder im Stillen. Kein Mensch kann sich heute die Erleichterung vorstellen, als die Autos in Glöckelberg, einen Kilometer vor der Grenze hielten und wir mit unseren Sachen bei der Gemeinde abgeladen wurden. Von dort aus wurden wir auf Bauernhäuser verteilt. Es war schon dunkel, als man uns in ein Zimmer einwies, das früher einmal die Poststelle gewesen war. Ein Bett stand in dem Zimmer, ein „zwiespänniges“. Ansonsten war hier noch ein Haufen Gerümpel, das wir mit den Füßen in eine Ecke schoben. Mittlerweile war es schon ganz dunkel geworden. Elektrisches Licht gab es in Glöckelberg nicht, also packten wir unsere Bettenbündel aus und legten uns, kaum richtig ausgezogen zu Dritt ins Bett. An Schlaf war nicht zu denken. Selbst „Dittideins“ wie wir unseren Vierjährigen in zärtlichen Stunden nannten, konnte nicht schlafen. Plötzlich entrang sich ein Seufzer seiner Brust: „Den Vancura, den könnt ich grad erschlagen!“ flüsterte er böse. Da mussten wir in all unserem Elend lachen.

Am nächsten Tag gab es viele große und kleine Probleme. Siegfried hatte an seinem Strumpfhalter-Leibchen einen Knopf verloren, jetzt hielt sein Strumpf nicht. Wir hatten keinen Knopf und kein Nähzeug. Wir hatten kein Geschirr eingepackt und nichts zu essen. Wir hatten auch keine Petroleumlampe und kein Petroleum, nichts zu heizen für den Ofen, den wir jetzt bei Tageslicht in der Ecke entdeckten und kein Bett außer dem, in dem wir die letzte Nacht verbracht hatten. Da nahm ich all meinen Mut zusammen und ging zur Gemeinde und schilderte den Herren unsere Lage. Der Leiter des Amtes war kein verbissener Deutschenhasser, er gab mir ein Schreiben, in dem stand, dass er befürwortet, dass ich noch einmal unser versiegeltes Zimmer gehen dürfe um einige lebenswichtige Dinge zu holen. Ich machte mich also zu Fuß auf den acht kilometerlangen Weg nach Oberplan, ging zitternd zum Gemeindeamt und legte meinen Zettel vor. In Begleitung des Oberplaner Kommunisten H. durfte ich noch einmal in das Zimmer gehen. Herr H. kontrollierte erst einmal alles, was noch da war, da fiel ihm ein Poesiealbum meiner Freundin, das immer noch bei mir lag, in die Hände. Beim Blättern entdeckte er einige mehr oder weniger nationale Sprüche, die ihn vergessen ließen, dass er eigentlich kontrollieren sollte, was ich aus dem Zimmer holte.

Ich nutze seine Lesewut und packte zuerst einmal Siegfrieds Kinderbett bis obenhin mit den Dingen voll, die wir so nötig brauchten: Geschirr, Nähzeug, Lebensmittel. Eigentlich rettete ich alles, bis auf die Nähmaschine und Vaters beschlagnahmten Kleiderkoffer in die Wohnung von Färbers und in die Kammer von Frau Hedwig. Dann ging ich noch in die Kammer zum „Botoumer“, in der Tante Resi gewohnt hatte und holte ein eisernes Bett und die Petroleumlampe. Herr Kary transportierte in der nächsten Woche alles, sogar unsere mittlerweile nur mehr fünf Festmeter klein gehacktes Holz auf seinem Milchauto nach Glöckelberg. Nun musste ich das Holz hier zum Dritten Mal aufschlichten. Wie froh waren wir, dass wir es hatten. Wir konnten damit bis weit in den Januar hinein unseren kleinen qualmenden Ofen heizen.

Eine Woche nach unserer Vertreibung wurden die Oberplaner Hausbesitzer enteignet und nach Glöckelberg abgeschoben. Die alten Färbers mit ihrem Berliner Ferienjungen und die Drogistin Zeman mit Familie wurden auch in der alten Post einquartiert. Jetzt wäre es nicht mehr möglich gewesen, etwas aus dem Zimmer im Färberhaus zu holen. Das Färberhaus, dieses stolze Bürgerhaus am Marktplatz, hatten Zigeuner übernommen und die Färbers durften nicht einmal zwei Säcke

Kartoffeln von ihrer letzten Rekordernte mitnehmen. Einmal hatte ich noch Frau Hedwig besucht. Da riss mir die neue Besitzerin meinen schönen blauen Wintermantel vom Leib und nur Herrn Lang, einem deutschen Kommunisten aus Wallern, hatte ich es zu verdanken, dass sie ihn unter Schimpfen und Fluchen wieder herausgab.

Jetzt getraute ich mich kaum mehr nach Oberplan. Nur Hilde hätte ich noch besuchen können. Doch im gleichen Haus wohnte der bereits erwähnte Herr H., der schlimmste deutsche Kommunist aus Oberplan. Er war unter anderem auch für die Verhaftung von Fachlehrer Benischek verantwortlich, nur weil er Wohnung und Möbel in seinen Besitz bringen wollte.

Eine Fahrt nach Winterberg

So vergingen die letzten Tage des Oktobers. Wir fühlten uns trotz der Bekannten in Glöckelberg sehr verlassen. So entschloss sich Mutter eines Tages am Narodni Vybor eine Genehmigung zu einer Fahrt nach Winterberg zu erbitten. Es war der letzte sonnige Oktobertag, als wir zu Dritt losmarschierten nach dem sechs Kilometer entfernten Bahnhof von Oberplan. Es waren viele Leute am Bahnhof, die auf den Zug nach Wallern warteten. Unsere weißen Armbinden mit dem großen „N“ leuchteten von weitem. Wir waren die einzigen Deutschen am Bahnhof. Endlich kam der Zug herangeschnauft. Er hatte nur zwei Wagen. Wir mussten in den Wagen 4. Klasse einsteigen. Es gab nur eine Bank an den Wänden entlang. Sie war voll besetzt. Wir standen in der Mitte des Wagens. Siegfried setzte sich auf einen Koffer, Mutter und ich hielten uns an einer Stange fest. Keiner von uns sprach ein Wort, wir hörten nur angstvoll auf das Geschnatter der tschechischen Fahrgäste. In Wallern setzten wir uns in den Warteraum. Der Zug nach Winterberg ging erst in einer Stunde. In eine Ecke geduckt zählten wir die Minuten bis zur Weiterfahrt. Die Tschechen im Wartesaal übersahen uns. Wir waren nicht da für sie.

Mutters Hoffnung, dass wir bei Großvater bleiben, und dort die angekündigte Ausweisung abwarten könnten, erfüllte sich nicht. Wir bekamen keinen Zuzug nach Winterberg. So fuhren wir nach drei Tagen, als unsere Reisegenehmigung angelaufen war, bei strömenden Regen zurück nach Oberplan. Heyer Tante hatte uns zwei Flaschen Petroleum eingepackt, für uns ein kostbares Geschenk, denn in Glöckelberg bekamen wir keinen Bezugschein für Petroleum.

So wanderten wir im Regen, in den sich schon die ersten Schneeflocken mischten, vom Bahnhof Oberplan eineinhalb Stunden zurück nach Glöckelberg. Das Wasser lief uns aus den Ärmeln und den Schuhen, denn wir konnten neben dem Gepäck nicht auch noch einen Regenschirm tragen. Siegfried stapfte tapfer neben uns her. Plötzlich blieb er stehen und fragte: „Mama, warum sind wir nach Winterberg gefahren?“ „Ja, warum? Ich weiß es auch nicht, Dittideins“ antwortete die Mutter.

Winter in Glöckelberg

Nun versuchten wir uns in unserer einzigen, möbellosen Stube in Glöckelberg so einzurichten, dass wir einigermaßen über den Winter kommen würden. Außer dem großen Bett, das bei unserem Einzug in der Wohnung stand, hatten wir nun auch Siegfrieds Kinderbett, ein schmales Eisenbett, das als Couch fungierte, einen Tisch und zwei wackelige Stühle, einen ständig rauchenden Ofen und einen alten Reisekorb. Die Kleider hingen an einer übers Eck gespannten Wäscheleine, das Geschirr hatte auf einem wackeligen Regal Platz.

Sehr früh begann es in diesem Jahr zu schneien. Das Haus des Hableschusters hinter der alten Post, eines der typischen Böhmerwaldhäuser, war schon bald im Schnee versunken. Nur an der Rauchfahne, die aus dem Kamin stieg, merkte man, dass unter den Schneemassen noch Menschen wohnten. Es schneite und schneite. Man konnte sich gar nicht vorstellen, wo all der Schnee herkam. Die amerikanischen Jeeps, die ihren Kameraden an der Grenze in Schöneben das Essen bringen sollten, kamen nicht mehr durch. Nun wurden die Glöckelberger aufgerufen, die Straße

freizuschaukeln. Jede Familie musste täglich eine Person stellen für das Räumkommando. Mutter und ich wechselten uns ab. Es war eine fürchterlich schwere Arbeit und es dauerte fast eine Woche, bis die Bahn freigeschaukelt war. Was wäre das für ein schöner Skiwinter gewesen! Aber die Deutschen waren gezwungen worden, alle Skier abzugeben. Und wer Skier hatte, wie auch ich, traute sich nicht zu fahren.

Einmal trafen wir jungen Leute uns in Hüttenhof und stapften den Holzweg zum Hochficht hinauf. Einige Burschen zogen zwei schwere Holzschlitten mit. Etwa auf halber Höhe zum Gipfel war der Weg zu Ende. Wir wendeten die Schlitten, setzten uns darauf und heidi, ging die Fahrt los. Nie mehr habe ich eine schauerlich-herrliche Schlittenfahrt mitgemacht, wie diese rasende Fahrt durch den verschneiten Böhmerwald.

Siegfried tollte mit seinem Schlitten im hohen Schnee herum. Der Schlitten war sein einziges und auch liebstes Spielzeug. Am liebsten hätte er ihn mit ins Bett genommen. Und weil ich nicht Skifahren durfte, ging ich damals oft und gerne mit ihm zum Schlittenfahren.

Aber die meiste Zeit in diesem letzten Advent in der Heimat verbrachten wir in Färbers Stube in der alten Post. Sie wurde nun zum Treffpunkt für alle Oberplaner, die nach Glöckelberg, Hüttenhof und Josefthal vertrieben waren. Färbers hatten nämlich Dank vieler alter Freundschaften mit Glöckelbergern immer ein warmes Stübchen. Bei den geringen Holzvorräten, die die anderen Familien hatten, wurde dieses sehr geschätzt. Außerdem hatten sie eine uralte Nähmaschine mitgebracht, die alle wie einen großen Schatz hüteten. Wer etwas zu nähen oder zu flicken hatte, erledigte dies gleich hier. So waren an manchen Nachmittagen dieses Advents 1945 in der Färberstube alle Truhen, Betründer und Fleckerlteppiche besetzt mit Besuchern.

In diesen Geheimsitzungen wurden oft sehr wichtige Beschlüsse gefasst und so mancher Fluchtplan mag hier Gestalt angenommen haben. Viele unserer Freunde nutzten die Nähe der Österreichischen Grenze und verließen heimlich ihre Heimat. Einige rechneten damit, dass ihnen Geschäftsfreunde in Österreich weiterhelfen könnten. Der Viehhändler „Stifter Toni“, der Bäcker Schilhansl und die Familie Kwitek vom größten Textilgeschäft in Oberplan warteten die Ausweisung nicht ab. Sie setzten sich ebenso wie die Familie Ginzl, die Angst vor Verschleppung in das Landesinnere hatte, schon sehr bald über die Grenze ab. Familie Feichtinger bekam eine Ausreisebewilligung nach Österreich. Für die Familie Webinger, die ins Tschechische verschleppt worden war, wurde die Flucht während ihres Weihnachtsurlaubes bei den Großeltern in Glöckelberg geplant und durchgeführt.

In den letzten Adventtagen war das Häufchen der Oberplaner, die noch in Glöckelberg waren, schon ziemlich zusammengeschmolzen. Es waren nur mehr einige allein stehende Frauen und alte Leute hier. Wir dachten nicht an Flucht wegen unseres kleinen Siegfried, zumal über der Grenze in Österreich die Russen waren. Man hatte von Vergewaltigungen gehört und von Todesschüssen an der Grenze. Der Hauptgrund aber, warum wir bis zuletzt aushalten wollten, war der, dass wir immer noch keine Nachricht vom Vater hatten. Wir hofften, dass er uns leichter finden würde, wenn wir noch daheim wären.

Bei den zwangslosen Zusammenkünften in der Färberstube ging es oft sehr lustig zu. Um Petroleum zu sparen, saßen wir stundenlang im Dunkeln. Ab und zu zündete der Färber mit einem Span vor dem Ofentürchen seine Pfeife an. Diese durfte nie kalt werden und wenn er Heilkräuter oder Torf rauchen musste. Und da wurde erzählt und erzählt und in Erinnerungen geschwelgt. Wie lustig ging es doch in Oberplan an der Kirchweih und im Fasching zu, was hatte man sich gegenseitig für Streiche gespielt, aber auch geholfen, wenn einer in Not war. Und die Not war groß gewesen im Böhmerwald nach dem ersten Weltkrieg.

Wenn ich dann am Abend oder am nächsten Tag in Stifters Werken las, die Färbers als einzigen Lesestoff mit in die Verbannung gerettet hatten, meinte ich, Stifters Großvater mit des Färbers Stimme erzählen zu hören. Und über des Dichters Geschichten, die um Oberplan herum spielten,

wie etwa „Der beschriebene Tännling“ oder „Granit“ fand ich Zugang zu allen Werken Stifters und lernte ihn damals, fünfzehnjährig, lieben, wie keinen unserer großen Dichter.

So verlebten wir damals, 1945, einen sehr beschaulichen Advent. Wir hatten etwas, was heute sehr rar ist: Zeit. Zeit zum Lesen und zum Lauschen, zum Singen und, so sonderbar es für unsere Situation war, Zeit zum Lachen und Fröhlichsein. Und so nahte der Heilige Abend.

Advent in Glöckelberg

Frau Hedwig, wie wir die „Posthedwig“ nannten, hatte immer unsere Ersatzgroßmutter gespielt. Sie war ein Oberplaner Original. Keiner, der sie kannte, wird sie je vergessen. Ihr Henkelkorb, der noch heute in meiner Wohnung einen Ehrenplatz einnimmt, war in diesen Tagen in Glöckelberg für uns zum Symbol der immerwährenden Freude geworden. Täglich machte dieser Korb auf Karys Milchauto den Weg von Oberplan nach Glöckelberg oder in umgekehrter Richtung. Mal hatte Frau Hedwig aus geheimen Quellen Mehl und Zucker für Weihnachtsbäckerei herbeigezaubert. Nach und nach gelangten in diesem Korb immer neue Köstlichkeiten in unser Exil: Hagebuttenmarmelade und Rinderfett, Schlehenschnaps und selbst gesammelte Haselnüsse, Tannensirup und Kandiszucker. Frau Firnschrott schickte uns einmal ein halbes Kilogramm Salz mit, ein Geschenk, das nur der richtig einzuschätzen weiß, der, wie wir damals, seit Monaten nur ausgewaschenes Viehsalz zum Salzen hatte.

Der Müller von Hüttenhof zeigte auch eine offene Hand. Er machte fein ausgemahlenes Roggen- und Gerstenmehl locker. Nun fehlte kaum mehr etwas. Wir konnten mit der Weihnachtsbäckerei beginnen. Was wurde da nicht alles erfunden! Aus einer Tasse Kaffeesatz, (Rückstände aus amerikanischen Feldküchen), einer Tasse Zucker, einer Tasse Mehl, einem Ei und einem Teelöffel Hirschhornsalz zauberte unsere Mutter einen Kuchen von einer Schwärze und Flaumigkeit, dass jede Sachertorte aus Neid davor erblassen musste. Und erst die Plätzchen aus Stärkemehl (einem Abfallprodukt der Reiberknödel), das seit Wochen gesammelt worden war, und Roggenmehl! Wie duftete das Gebäck durch das ganze Haus!

Kurz vor dem Heiligen Abend durfte sich jede Familie mit kleinen Kindern im Wald einen Christbaum holen. Mutter kam mit einem winzigen Fichtlein nach Hause, ganz erschöpft. Bis zu den Hüften war sie im Schnee eingesunken. Wir dachten an die herrliche große Tanne, die alljährlich daheim in unserem Wohnzimmer stand und an Vater, der sie mit großer Liebe geschmückt hatte. Auch der neue Christbaumschmuck von unserer Gablonzer Tante fiel uns ein, der nun irgendwo auf Färbers Dachboden auf das Auspacken wartete.

Der Heilige Abend 1945

Am Vormittag des Heiligen Abends machten wir uns zu Dritt auf den Weg zum Melmer Heger: Werner, Färbers Berliner Ferienjunge, Prinz, der Hund, und ich. Eine Stunde wanderten wir querfeldein über die verharschten Schneefelder und durch verschneite Wälder, Prinz fest an der Leine. Das Hegerhaus auf der Lichtung sah aus wie das Nikolaushaus aus einem Märchenbuch. Und die Hegersleute erschienen uns wie gute Weihnachtsengel, als sie jedem von uns ein Glas Honig, ein Stück Butter und fünf Eier in den Rucksack steckten. Zur Stärkung gab es noch Milch und Butterbrot. Wir kamen uns vor wie im Märchen. Auf dem Heimweg waren wir froh, dass wir Prinz, den ich ja eigentlich immer gefürchtet hatte, mitgenommen hatten. Er zog uns mit sich fort, wieder querfeldein in immer schnellerem Tempo. So kamen wir zurück nach Glöckelberg, noch ehe die Dämmerung einfiel.

Mutter hatte mittlerweile das Christkind in Gestalt von Frau Kary, der Glöckelberger Wirtin getroffen. Die Karys mussten für die Tschechen in Glöckelberg schlachten und kochen. Das, was Frau Kary ab diesem Heiligen Abend für viele der Vertriebenen in Glöckelberg tat, hätte für sie

leicht schlimme Folgen haben können. Sie brachte uns einen großen Topf Suppenknochen, an denen noch wesentliche Fleischreste hingen und ein etwa faustgroßes Stück Kalbfleisch. Es war das erste Fleisch, das wir seit einem halben Jahr zu Gesicht bekamen. Nun konnte Mutter für den Weihnachtsfeiertag einen Braten, für den Stephanitag einen Hackbraten planen. Was für ein Schlemmerfest stand uns bevor! Das Essen für den Heiligen Abend war schon vorbereitet: Kartoffelsalat, wie jedes Jahr, Dörrzwetschken (auch sie waren in Frau Hedwigs Wunderkorb) und einpanierte Kartoffelzelten. Wer eine gute Einbildungskraft besaß, dem schmeckten sie wie der beste Karpfen.

Nach dem Essen musste Siegfried bei Färbers auf das Christkind warten. Mutter und ich holten das am Vortag geschmückte Fichtlein aus der Nachbarwohnung. Es sah mit seinem Schmuck aus Papiersternen, eingewickelten Zuckerln und vielerlei Plätzchen ganz allerliebste aus. Pro Person konnten wir zwei Kerzlein kaufen. Eine Kerze bekamen wir von Färbers, eine von Zemans geschenkt. Aus acht Kerzen kann man gut sechzehn machen. Welch strahlenden Glanz verbreiteten doch diese sechzehn Kerzlein in unserem Zimmer. In den letzten Wochen hatten wir uns oft mit dem Licht begnügen müssen, das aus dem geöffneten Ofentürchen fiel.

Nun saßen wir drei Familien aus dem Haus um unser kleines Bäumlein. Es leuchtete ein kleiner Hoffnungsschimmer auf. Es war an diesen Tagen so viel Liebe zwischen den Menschen sichtbar geworden. Jeder hatte versucht, mit dem Bisschen, das er hatte, anderen eine Freude zu machen. Zwei Zinnsoldaten für Siegfried, zwei alte Bücher für mich, ein Schal für Mutter waren Geschenke irgendwoher, von Frau Hedwig aufgetrieben und in die Verbannung geschickt. Dank Frau Hedwigs Kräuterweiblein-Eigenschaften gab es für alle noch einen Tee mit selbstgemachten Schlehenschnaps zu unseren Wunderplätzchen und Hausfrau Striezel mit „Heinibuda“ (=Honigbutter). Herma, die auch bei einem tschechischen Bauern arbeitsverpflichtet war, war zum ersten Mal wieder bei ihren Lieben.

Nun holten wir auch noch Familie Fuchs (sie Tschechin, er Deutschamerikaner) in unseren Kreis, damit sie mit uns feiern sollten. Frau Fuchs beteuerte ein ums andere Mal, dass sie noch nie ein so schönes Weihnachtsfest gefeiert, und noch nie einen so schönen Christbaum gesehen hätte.

Wir vermisste unseren Vater sehr, waren wir doch nun die einzige „unvollständige“ Familie in der Runde. Gerüchte hatten uns erreicht, er wäre in einem englischen Kriegsgefangenenlager gesehen worden. Wir konnten ihn also noch am Leben hoffen und wir hofften auch, dass er mit Menschen zusammen die Weihnachtsfeiertage verleben konnte, die die Botschaft des Festes der Liebe begriffen hatten.

Mitternacht gingen wir aller, außer der Hausfrau und den Kindern in die Kirche. Das Gotteshaus war voll bis auf den letzten Stehplatz. Man spürte, dass sich jeder hier die Kraft holen musste für die ungewisse Zukunft. Man merkte und spürte aber auch, dass die Menschen hier die Weihnachtsbotschaft begriffen hatten, weil sie die Armseligkeit des Kindes in der Krippe teilen durften und die helfende Liebe der Hirten nachempfinden konnten.

So neigte sich dieses Jahr 1945 dem Ende zu. Die „Koiwa-Weil“, die Tage zwischen den Jahren, gingen dahin. Das Jahr hatte Europa den Frieden gebracht. Uns im Böhmerwald hatte jetzt erst der Krieg eingeholt. Europa jubelte im Frieden, und die, die im Krieg am wenigsten gelitten hatten, jubelten am lautesten. Das spürte man auch in dieser Silvesternacht in Glöckelberg. Unsere Ängste waren noch nicht zu Ende. Noch immer schwirrten die Gerüchte von einer Umsiedlung nach Sibirien. Doch selbst wenn es stimmen sollte, und wir alle nach Deutschland umgesiedelt würden – was erwartete uns in diesem geschlagenen Land, das von der ganzen Welt gestraft wurde für das Handeln einiger Verbrecher?

Weihnacht in Gefangenschaft

St. Michael in Kärnten. Ein Gefangenenlager der englischen Sieger. Ein Soldat liegt auf einer Pritsche – allein in einer riesigen Baracke. Vom anderen Ende des Barackenlagers klingt Musik in den Raum. „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Man feiert Weihnachten 1945.

Der Soldat denkt an den Weihnachtsabend des letzten Jahres. Auch damals lag er einsam in einem Schlafsaal auf seiner Pritsche. Drei Tage vorher hatte er einen Heimaturlaub angetreten gehabt. Wie hatten sich seine Frau und die beiden Kinder gereut, den Vater Weihnachten bei sich zu haben. Stolz hatte ihm die vierzehnjährige Tochter die Holzseisenbahn vorgeführt, die sie für den fast vierjährigen Bruder gebastelt hatte. Die Freude über seine Heimkehr war so groß gewesen, dass er seine Lieben nicht mit den Schreckensbildern belasten wollte, die ihn nicht schlafen ließen. Er war von Ostpreußen zurückbeordert worden in einer Zeit, wo die Zivilbevölkerung in Panik die Heimat verlassen hatte. Alte Leute, Frauen mit Kindern auf dem Arm oder auf kleinen Schlitten, erfrorene Kinder und alte Leute in den Straßengraben, das war der Weg des Grauens. Alles hastete der Ostsee zu, um über das zugefrorenen Haff einen Hafen zu erreichen. Hier warteten die protzigen KdF-Schiffe, um Flüchtlinge und Soldaten nach Dänemark zu bringen. KdF – Kraft durch Freude! Es war wie ein Hohn, dieser Einsatz der Schiffe in diesem letzten eiskalten Kriegswinter.

Wie hatte sich der Soldat gefreut auf diese Woche im Kreis der Familie, tief drin im Böhmerwald, wo man von den Schrecken des Krieges bisher nur aus den spärlichen Meldungen in den Nachrichten erfuhr. Aber nur einen Tag hatte diese Ruhepause gedauert, dann kam der telefonische Befehl, sich bis zum 23. Dezember in der Kaserne in Enns einzufinden. Und so war er da gelegen auf seiner Pritsche, am Heiligen Abend und noch an drei weiteren Abenden, um erst dann mit seiner Einheit an die italienische Front abkommandiert zu werden. Dort war er bei Kriegsende in englische Gefangenschaft geraten und kurz vor Weihnachten hier in St. Michael gelandet.

Wo mochte sich seine Familie befinden? In englischen Zeitungen hatte er Nachrichten von Ausschreitungen gegen die deutsche Bevölkerung in Böhmen gelesen, die ihn vor Angst ganz krank werden ließen.

Er dachte an die Weihnachtstage seines Lebens zurück. Wie bescheiden hatte man daheim in seinem Elternhaus, „im Wirtshaus auf der Planie“ den Heiligen Abend gefeiert. Da gab es „Liwanden“ (ausgebackenes Hefengebäck) mit Sirup oder Zwetschkensoße und vom Taufpaten für jedes Kind eine Orange. Ein paar Nüsse, Äpfel und Lebkuchen lagen wohl auch noch auf dem Teller.

Wie reich beschenkt kam er sich vor, wenn er später, als seine Eltern nach Nordböhmen gezogen waren, am Heiligen Abend bei der Försterfamilie, den Eltern seines Freundes, eingeladen war. Dort gab es einen Weihnachtskarpfen und sogar einen Christbaum. Und – ein leises Lächeln huscht über sein Gesicht – als er geheiratet hatte, war er sehr glücklich darüber, dass im Elternhaus seiner Frau Weihnachten so gefeiert wurde, wie in der Familie seiner Freunde.

Nie hatte er es sich nehmen lassen, den Christbaum für seine Kinder selbst zu schmücken und den Weihnachtskarpfen selbst zuzubereiten. Karpfen, Kartoffelsalat, Dörrzwetschgen und Apfelstrudel mit Tee, das war in den folgenden Jahren seines Lebens das alljährliche Weihnachtsessen gewesen. Was mochten wohl seine Lieben daheim heute auf dem Tisch vorfinden?

Der Soldat dachte an die Adventtage, an denen er für sein kleines Töchterchen die Puppenstube gebastelt hatte, maßstabgetreu 1:10 den Elternmöbeln nachgebaut, feinste Laubsägearbeit. Wie hatte sich seine Traudi darüber gereut! Seine Frau hatte die Betten und die Tischdecken dazu geschneidert und alle Puppen neu eingekleidet. Wo waren diese Tage? Dann das erste Weihnachtsfest nach dem Tod des kleinen Berti, wo die Eltern alle Kraft zusammennehmen mussten, um dem Töchterchen frohe Gesichter zu zeigen. Und die letzten beiden Weihnachten, wo der kleine Wirbelwind Siegfried neue Leben in das Haus gebracht hatte! Wo mögen sie sein, seine Lieben?

Noch immer drang weihnachtliche Musik in den großen Barackenraum. Der Gesang der Kameraden klang nun sehr laut und gar nicht mehr weihnachtlich. Die Männer freuten sich auf die angekündigte Entlassung in die Heimat.

Mann aus dem schönen Böhmerwald, wo ist deine Heimat?

Als die Soldaten ihre Betten aufsuchten, stellte sich der einsame Soldat schlafend. Niemand sollte sein tränennasses Gesicht sehen.

Der Soldat in St. Michael war mein Vater.

1946 – Was wird es uns bringen?

Nach Weihnachten war der Alltag wieder eingekehrt in Glöckelberg. Wir mussten von den so genannten „Judenrationen“ leben. Es gab kein Fleisch, keine Vollmilch, keine Butter, kein Weizenmehl und vor allem kein Salz. Das Geschenk von Frau Firnschrott teilten wir sorgfältig ein. Hunger litten wir keinen, Mutter machte aus Hefe einen feinen Brotaufstrich und wir lernten auch den Senf auf dem Brot zu schätzen. Unser Lieblingsgericht wurde Kartoffelgulasch mit viel Paprika. Kartoffeln und Brot hatten wir genügend und auch die Zuteilungen von Margarine, Eiern und Zucker reichten.

Große Sorgen bereitete uns nun die Tatsache, dass die Holzvorräte zur Neige gingen. Mutter ging auf die Gemeinde und bat um einen Bezugschein für Holz, den sie auch bekam. Zwei Festmeter Holz durfte uns ein Bauer aus dem Staatswald anliefern. Als wir es zersägten, spritzte das Wasser heraus und beim Hacken erst recht. Das Holzhacken in der Garage des Milchautos war eine willkommene Abwechslung. Noch hatten wir etwas gutes trockenes Holz, sodass wir während der Zeit des Kochens in der Bachröhre und unter dem Ofen das nasse Holz etwas aufdrocknen konnten.

Die Russen kommen

Eines Tages erschreckte uns eine Kolonne russischer Soldaten, sie aus den verlassenen Höfen unserer Bauern Heu für ihre Pferde nach Oberösterreich holten. In Glöckelberg machten sie Rast und schwirrten aus in die Häuser. Plötzlich stand ein junger Russe auch in unserem Zimmer. Mutter und ich erstarrten. Er lächelte freundlich: „Mate Caj, Maminka?“ fragte er meine Mutter. Nun, sie verstand. Nur Tee wollte er vorerst. Sie stellte Wasser auf, der Soldat holte ein Säckchen Tee aus seinen Tornister. „Russischen Tee“. Den hatten wir nun freilich nicht gehabt, nur Kräutertee von unserer Frau Hedwig. Er packte nun weiter aus: Weißbrot, Wurst und Schokolade und bot Siegfried davon an. Zaghafte nahm dieser ein Stück Weißbrot und der junge Russe freute sich. Dann versuchte er zu erzählen in einem Kauderwelsch aus Russisch, Tschechisch und Deutsch: Der Krieg sei zu Ende. Er freue sich auf seine Maminka. Dabei nahm er Mama in die Arme und gab ihr einen Kuss auf die Wange. Wir erstarrten. Er freue sich auch auf sein Mädchen. Dabei wirbelte er mich im Tanz herum. Als er unsere Angst sah, setzte er sich auf einen Stuhl, schlug sich auf die Schenkel und lachte schallend. Mama schickte Siegfried in die Nachbarwohnung zu Familie Fuchs, sie möchten bitte herüberkommen. Sie hoffte, Frau Fuchs, die Tschechin, könnte sich leichter mit dem jungen Mann verständigen, Herr Fuchs sollte unseren männlichen Beschützer darstellen. Sie kamen wirklich, waren aber sehr erschrocken, als sie den Russen sahen. Wir waren sehr froh, denn wir beide mussten schon lange dringend aufs Clo, wollten aber jeweils den anderen mit dem Russen nicht alleine lassen. Aber schließlich merkten wir alle, dass er ein harmloser Junge war, der sich vor allem auf seine Heimkehr freute. Nach etwa zwei Stunden blickte er auf die Uhr über dem Sofa, schob seinen Uniformärmel zurück und zeigte uns stolz drei Uhren an seinem Handgelenk, dann wirbelte er Siegfried herum, drückte uns allen einen Kuss auf die Wange und verschwand. Starr blickten wir ihm nach. Uns wurde ganz schwach in den Beinen. Frau Fuchs fand zuerst Worte: „Sind doch nicht so, die Russen, wie man immer hört!“ und wir stimmten ihr erleichtert zu. Durch das Fenster sahen wir, wie sich der Treck Richtung Grenze in Bewegung setzte. „Unser Russe“ winkte uns noch mal zu, und bald war der Spuk verschwunden.

Leider mussten wir am nächsten Tag hören, dass dieser Russenbesuch nicht überall so fröhlich war, wie bei uns. Es gab in anderen Häusern Prügel und Belästigungen von Frauen, auch von einer Vergewaltigung hörte man.

Wie soll es weitergehen?

Von Vater wussten wir immer noch nichts. Unsere gemeinsamen Gebete am Abend hatten sich gewandelt. Wir beteten nicht mehr: „Lieber Gott, lass unseren Vater bald heimkommen“, seit wir sehen mussten, dass alle aus dem Krieg heimgekehrten Männer nach und nach in den Nächten aus ihren Betten geholt und in tschechische KZs und Gefängnisse geprügelt worden waren. Wir beteten nun immer: „Lieber Gott, lass unseren Vater gesund sein, lass ihn aber, bitte, bitte, nicht heimkommen, aber lass ihn uns bald finden!“. Aber es schien, als würde Gott auch diese Gebete nicht hören.

Es schien nun endgültig festzustehen, dass wir unsere Heimat verlassen müssten. Viele junge Leute hier an der Grenze wurden nun zu Schmugglern. Wie Diebe brachten sie verschiedene Wertsachen, Geld und Sparbücher über die nahe Grenze zu Verwandten und Bekannten nach Österreich und Bayern. Mutter erlaubte mir trotz Bitten und Betteln nicht, mich Ihnen anzuschließen. Bayern wo unsere Verwandten waren, war zu weit und ihm nahen Österreich waren die Russen. Man hört von Toten an der Grenze und auch von Vergewaltigungen, da verließ uns auch der Mut zu einer Flucht.

Wir schrieben nun lange Listen, was wir auf jeden Fall mitnehmen müssten und was wir zurücklassen könnten, schrieben Mutters Lieblingsrezepte in ein Schulheft, rissen die Photos, die uns alle wertvoll waren, aus den Alben und schlichteten sie zwischen die Wäsche und versuchten das Gewicht auf 50 kg zu vermindern. Siegfried hörte unsere Planungen mit an. Eines Tages stellte er sich kampfbereit vor Mama: „Mein Bett lasse ich aber nicht da! Mein Bett muss mit!“ „O Dittideins! das wird wohl nicht gehen“, sagte Mama. Aber Siegfried jammerte nur um sein Bett, sodass wir das Bett von jetzt an in die Vorplanungen mit einbezogen.

Wir finden unseren Vater wieder

Mittlerweile war es Februar geworden. Am Abend vor Siegfried 5. Geburtstag, dem 19. Feber saßen wir bei Petroleumlicht bei unserem kargen Abendbrot, als es an der Türe klopfte. Es war Fräulein Hable, eine junge Nachbarin, die im Forstamt im nahen österreichischen Sonnenwald arbeitete, was mit einem Grenzschein damals noch möglich war. „Sind sie allein?“ fragte sie und fuhr hastig fort: „Einen schönen Gruß vom Herrn Woldrich. Der Herr ist beim Förster Holzner in Sonnenwald und sie sollen morgen hinüber kommen. Die Grenzstreife geht um 9 Uhr bei der Krennmühle vorbei, nachher ist es am sichersten. Gute Nacht!“ und fort war sie, bevor wir etwas begriffen hatten und nachfragen konnten. Wo war Vater? Wer war in Sonnenwald? Was sollen wir? Plötzlich die Erleuchtung: Vater war in Sonnenwald! Nur zwei Kilometer weg! – Sofort wollten wir packen und alle drei zu ihm!

Langsam wurden unsere Gedanken klarer und nach lagen Überlegungen, entschloss sich Mutter, alleine über die Grenze zu gehen. In der Nacht taten Mutter und ich kein Auge zu. Was war mitzunehmen, was zu besprechen? Das schlimmste: Es konnte, wenn Mutter von den Grenzposten erwischt wurde, ein Abschied für lange – vielleicht sogar für immer sein -.

Als Mutter am nächsten Tag aufbrach, bekreuzigte sie uns beide. „Bleibt brav! Siegfried, folge der Traudi! Pass gut auf Siegfried auf! Behüt` Euch Gott!“ Rasch wandte sie sich um, damit wir ihre Tränen nicht sehen sollten – und fort war sie.

In der Krennmühle wartete sie die Grenzstreife ab und stapfte dann im tiefen Schnee mit dem Rucksack in dem alles war, was wir für Vater gerettet hatten, ein Paar Schuhe und etwas Wäsche, den Berg zum Forsthaus am Waldrand hinauf. Frau Holzner hatte Mutter schon erwartet. „Gott sei Dank, dass Sie gekommen sind! Ihr Mann wollte sich kaum halten lassen. Er wollte unbedingt selbst

über die Grenze gehen und Sie holen. Er glaubt nicht, dass er Ihnen besser helfen kann, wenn er hier bleibt, als wenn er in die Tschechei geht.“

Es war ein langes Gespräch, das die Eltern miteinander führten. Vater entschloss sich, in Österreich zu bleiben und uns Nachricht zu geben, wenn er irgendwo in Österreich eine Stelle bekäme. Schließlich war er ja Lehrer des Gaues Oberdonau gewesen. Mutter gab ihm die Anschrift seines Bruders Otto in Staffelstein.

Als sich Mutter wieder auf den Heimweg machte, holte Vater eine Apfelsine aus der Tasche: „Für Siegfried, zum Geburtstag! Die hat mir Tante Julie letzte Woche geschenkt, als sie mich im Gefangenenlager in Salzburg besuchte.“

Es war schon fast dunkel, als Mutter an jenem unvergessenen 19. Februar wieder zu uns zurückkehrte. Ich weinte vor Erleichterung. Siegfried spielte hingebungsvoll mit seiner Apfelsine. So einen schönen, duftenden, goldenen Ball hatte er noch nie besessen. Und dass man ihn auch noch essen könnte, das ging über seine Begriffe. Für uns alle war plötzlich alles anders geworden. Wir hatten unseren Vater wieder – nun würde alles gut werden! Wir waren wieder eine Familie mit Zukunft!

Vater ging auf den Rat seines Freundes Holzner nach Aigen. Er fand dort eine Arbeit in einem Sägewerk und ein kleines Stübchen zum Wohnen. Viele geflohene Oberplaner lebten damals in Aigen. Sie kochten für Vater und wuschen seine Wäsche. Alle waren eine große Familie.

Vater zog nun von Schulamt zu Schulamt, um eine Stelle an einer Hauptschule zu bekommen. Aber plötzlich war er nicht mehr ein Lehrer des Gaues Oberdonau, sondern ein „unerwünschter Volksdeutscher“. Und als in Aigen die Russen verboten, Sudetendeutschen Arbeit zu geben, floh Vater, als der Schnee nicht mehr so hoch war, über die Grenze nach Bayern. Aber auch hier hatte er mit einer Anstellung kein Glück: Nicht in Passau, nicht in Wegscheid, nicht in Regensburg.

Da meldete er sich in Regensburg in einem Flüchtlingslager zur Aufnahme. Er hatte jede Eigeninitiative verloren – nun wollte er sich durch den Zufall treiben lassen. Ein Transport wurde zusammengestellt, der nach Norden ging. In Nürnberg blieb der Zug für einige Zeit am Bahnhof stehen. Wie sah die Stadt nun aus, die Vater vor einigen Jahren so bezaubert hatte? „Wenn der Krieg zu Ende ist, fahren wir zuerst einmal nach Nürnberg!“ Wie oft hatte er das daheim in Oberplan geplant.

Weiter ging es nach Norden: Bamberg, Lichtenfels. Stand dieser Name nicht auf dem Zettel mit Ottos Adresse? Stublang bei Staffelstein, über Lichtenfels. In Kronach hielt der Transport. Vater wurde bei einem Kleinbauern in Theisenort eingewiesen. – Sein erster Weg war Stublang, wo er seine Brüder Otto und Wenzel fand. Dann wurde ein langer Brief geschrieben nach Glöckelberg im Böhme Wald.

„Meine Lieben! Ich bin nun im Frankenwald gelandet. Die Kreisstadt heißt Kronach und erinnert mit seiner Burg und seinen mittelalterlichen Straßen etwas an Krummau. Wenn ihr auf dem Atlas sucht, findet Ihr es in der Gegend von Coburg, Bamberg, Bayreuth, in der Nähe des Thüringer Waldes. Ich habe mich am Schulamt gemeldet und habe ein bisschen Hoffnung auf eine Stelle an einer Volksschule. Otto ist auch hier in der Nähe und bei ihm kann auch Walfriede ihren Bruder finden. Ich arbeite in Theisenort bei einem Bauern. Kommt bald! Wendet Euch an Otto. Vielleicht bleibe ich nicht lange hier in Theisenort. Hoffentlich kommt dieser Brief an. Liebe Grüße! Euer Vater.

Der Brief erreichte uns – erstaunlicherweise. Es war kurz vor Ostern 1946.

Abschied

Noch ein zweiter Brief kam in diesen Tagen vor Ostern in Glöckelberg an. Er war in Eltville am Rhein aufgegeben worden und von Großvater geschrieben. Wie waren wir erleichtert, als wir diesen Brief in Händen hielten. War doch Anfang März ein Brief an den Großvater mit dem Vermerk „Odsun“ zurückgekommen. „Odsun“, Abschub also, nannten die Tschechen diese „ethnische Säuberung“, bei der über 3 Millionen Menschen ihre Heimat verlassen mussten, deren Vorfahren oft 500 Jahre auf ihren Höfen saßen und das Land zum blühenden Garten gemacht hatten. Über 250.000 Kinder, Frauen und Greise überlebten diese „ethnische Säuberung“ nicht.

Nun, wir waren froh, dass Großvater lebte, wenn auch die Nachrichten nicht sehr erfreulich waren. Von Hunger schrieb Großvater, von zerstörten Städten im Westen und dass er in den nächsten Wochen zu Tante Ida in die Oberpfalz ziehen könne, die in einem kleinen Dorf wieder eine Anstellung hätte. Sie hatte Karlsbad, wo sie als Lehrerin angestellt war, verlassen müssen mit einer Handtasche im Arm und den verwundeten Onkel Reinhard auf einem Handwägelchen hinter sich herziehend.

Uns hielt nichts mehr in der Heimat. Vater war in Deutschland, in Bayern, in Franken. Dahin wollten wir nun auch so bald wie möglich. Großvater war in der Oberpfalz. Wir strebten nun möglichst schnell auch nach Bayern zu kommen.

Wir setzten uns mit Tante Walfriede, die noch in Oberplan war, in Verbindung, um ihr mitzuteilen wo ihr Mann Wenzel war, bei Onkel Otto nämlich. Ab und zu kam ein Oberplaner aus Bayern zu seinen Eltern nach Glöckelberg, schwarz und bei Nacht über die gut bewachte Grenze. „Nehmt alles mit, was ihr nur mitnehmen könnt. In Deutschland gibt es nichts zu kaufen. Keinen Zwirn und keine Nadel, kein Geschirr und keine Wäsche, keinen Besen und keine Schaufel, einfach nichts. Und zu essen gibt es auch nichts.“ – Alles mitnehmen! – und nur 50 Kilogramm pro Person!?

Wir fingen wieder an zu planen und zu packen. Zum wievielten Mal eigentlich? Und Siegfried hatte nur sein Bett im Kopf. Also planten wir sein Kinderbett bis obenhin vollzupacken, den großen Reisekorb und die große Badewanne ebenso. In je zwei ungebügelt Kopfkissenbezüge kamen je zwei Kopfkissen, in einen Bezug Siegfrieds Zudecke. So hofften wir, für Vater sein Federbett durch die Kontrolle zu retten. Wir hatten schon fast fertig gepackt, als die ersten Familien in Glöckelberg einen Ausweisungsbefehl bekamen. Wir waren nicht dabei. Aber eine andere Frau mit zwei Kindern stand auf der Liste, die noch nicht fort wollte, weil sie meinte, ihr Mann finde sie in der Heimat leichter. Wir durften mit ihr tauschen.

So fanden wir uns am 30. April 1946 an der Sammelstelle beim Kreuzwirt in Glöckelberg ein, mit den letzten Resten unseres Eigentums: Eine Badewanne, ein Kinderbett, einen Reisekorb und drei Rucksäcke mit Verpflegung. Und Siegfried zog natürlich seinen Schlitten hinterher. Er war außer seinem Bett sein größter Tröster geworden. Gottlob war es ein sonniger Tag, dieser 30. April. Unsere ganze Habe stand im Hof des Gasthauses und die tschechischen Kontrolleure stürzten sich wie die Geier auf die Gepäckstücke, zogen jedes Kleidungs- und Wäschestück einzeln aus den Bündeln. „To je hesky“ bemerkten sie bei manchen Gegenständen und legten sie auf einen Berg. „Das ist schön“ hieß das, und mit dieser Bemerkung ging es in ihr Eigentum über. Uns erleichterte man so noch um unsere beste Bettwäsche und einige Tischdecken. Dann wurde jeder einzeln in eine Kabine beordert und musste sich nackt ausziehen. Ohren wurden genau untersucht, After und Scheide abgetastet, ob nicht Wertgegenstände drin verborgen wären. Der kleine Siegfried musste auch alleine in den Raum und sich ausziehen. Seine Mütze erregte das Interesse der Kontrolleure. Sie war selbst genäht und mit Packpapier versteift. Man vermutete Geld darin versteckt, aber er schien doch glaubwürdig zu sein, als er sagte, Papier ist da drinnen. Draußen setzte er sich auf den Schlitten und wartete. – Da jagte ihn ein Soldat vom Schlitten auf und stellte diesen in eine andere Ecke. Nach einiger Zeit, als der Kleine müde war, holte er seinen Schlitten wieder, um sich darauf zu setzen. Da fuhr ihn der Soldat barsch an und warf den Schlitten voller Wut in die Ecke, dass es krachte. Siegfried stand dabei und weinte.

Mittlerweile waren die Lastautos gekommen, die unsere Sachen nach Krummau bringen sollten. Die Bündel und Kisten wurden aufgeladen. Natürlich erregte auch das Kinderbett Ärger. Im letzten Moment, als auch die Leute schon am Wagen waren und das Auto schon starbereit war, hieften Freunde tatsächlich noch das Kinderbett auf die Ladefläche. Die Freunde winkten uns nach – die Frauen auf dem Auto weinten still vor sich hin. Es waren viele, die Verwandte zurück ließen und nicht wussten, ob sie sich wieder sehen würden. Es waren aber auch viele, die in den Ställen Vieh zurückließen und sich sorgten, wer sich nun darum kümmern würde. Oder waren die Kühe, Pferde und Hunde auch „Nemci-Nazi“?

Als die Autos zur Moldau kamen, stimmten einige Frauen das Wuldalied an. Trotzig klang das „Muaß außi a schwimma, ober drauß bleib i nimmer, mei Hoamat is s`Best.“ Aber dann mischte sich wieder Schluchzen in den Gesang. Wohin? Wohin? Die Befürchtung, nach Sibirien zu kommen war nun doch zerstreut worden. Aber auch das zerstörte Deutschland war Fremde.

Im Lager in Krummau

Zuerst einmal wurden wir im ehemaligen Arbeitsdienstlager in Krummau einquartiert. Wir kamen in einen Verschlag mit drei Bettstellen. Eine davon war, wie sich später herausstellte, ein flachgelegter Schrank. Es waren Strohsäcke darauf. Wir packten unsere Betten aus und warteten ab. Abends gab es eine dünne Gemüsesuppe und ein Stück Brot. Dann legten wir uns hin und versuchten zu schlafen.

Für die Notdurft war eine Latrinenbaracke aufgestellt. Sie war am anderen Ende des Lagers. Es war eine lange Baracke mit einem Balken, auf den man sich setzen musste, keine Zwischenwände, alle Scham musste verdrängt werden. Unten im Latrinengraben wimmelte es von Gewürm, oben summten die Schmeißfliegen und anderes Ungeziefer. Wir waren froh um unseren Nachttopf, dass wenigstens Siegfried nicht auf diese Latrine gehen musste.

Am Morgen gab es schwarzen Kaffee ohne Zucker und ein Stück Brot, mittags wieder eine Suppe mit undefinierbaren Zutaten. Schon am zweiten Tag merkten wir, dass unsere Bettwäsche voller Floh-Spuren war. Am dritten Tag hatte Siegfried lauter Flecken im Gesicht. Wir fürchteten, er hätte Masern. Andere Kinder hatten die Flecken auch. In der Nachbarkoje schlief ein älterer Mann. Der stellte gleich fest: „Das sind Wanzen, die kenn ich aus Russland“. Er schlug vor, die Betten nach draußen zu tragen. Er zerlegte die Betten und brannte mit einer Kerzenflamme die Wanzen aus den Fugen der Bettgestelle heraus. „Decken Sie den Buben in der Nacht mit einem Leintuch zu, sein Blut scheint den Wanzen zu schmecken“, sagte der Mann zu meiner Mutter.

Am nächsten Tag fieberte Siegfried. Den schwarzen Kaffee verweigerte er, Milch war nicht zu bekommen. Mama und ich knieten an seinem Bett und bettelten: „Trink doch Dittideins, sonst können wir nicht zu Papa fahren!“ aber er trank nicht. „Milch! Milch!“ jammerte er immerzu. Wieder war der Bauer aus der Nachbarkabine unser Helfer. „Das wäre doch gelacht, wenn ich keine Milch bekäme“, sagte er. Und wirklich brachte er nach einiger Zeit einen Topf Milch. Ob er ihn wegen seiner Tschechisch-Kenntnisse aus der Küche geschenkt bekam, oder ob er ihn gestohlen hatte, wir wussten es nicht. „Wer lang fragt, geht weit irr“, gab er auf unsere Fragen zur Antwort. Wir wussten weder seinen Namen, noch woher er war. Wir wissen nur, dass er wahrscheinlich Siegfried das Leben gerettet hat.

Etwa fünf Tage waren wir im Lager in Krummau. Wir wussten nicht, was um uns herum geschah, Siegfried war der Mittelpunkt unseres Denkens. Die Folgen des Lageraufenthaltes sollten aber bei mir lang anhaltende Spuren hinterlassen. Ich bekam in diesen Tagen wieder einmal die Regel. Es war fürchterlich, die Latrine zu benutzen, es war fürchterlich zwei Tage im verschlossenen Viehwaggon zuzubringen. Ich wünschte von Herzen, nie mehr die Regel bekommen zu müssen. Und dieser Wunsch sollte mir auch für lange Zeit erfüllt werden. Viele Arztbesuche, viele peinliche

Fragen musste ich durchstehen, bis mein Körper wieder normal reagierte. Nach dem Ausbleiben der Regel und deren Wiederkehr wurde ich zur Bettnässerin. Erst zwischen meinem 18. und 20. Lebensjahr verlor sich dieses Leiden. Es folgten also schlimme Jahre, auch noch in der neuen Heimat.

Wir waren erlöst, als es hieß, das Lager würde am nächsten Tag geräumt, der Transport würde in Richtung Deutschland geschickt. Das wichtigste war, dass Siegfried wieder einigermaßen gesund war, selbst laufen und seinen kleinen Rucksack tragen konnte. Nur weg, nur weg von diesem Seuchenherd, wohin auch immer!

.....da ich im Elend bin

ES war der 6. Mai 1946, als wir am Arber vorbei über die Grenze nach Bayern abgeschoben wurden. ODSUN nenne die Tschechen heute noch diese ihre Großtat des Jahrhunderts. Odsun heißt Abschub und das geschah im alten Österreich ausschließlich mit Verbrechern, Huren und anderem sozialem Gesindel. Zu diesem Personenkreis wurden wir nun von den Tschechen gezählt. Dabei gehörten wir im Böhmerwald zu denen, die nach Einspruch der Alliierten in Potsdam „human“ ihre Heimat verlassen durften.

Human, das hieß, man jagte uns nicht bei Nacht und Nebel, nur mit dem, was wir auf dem Leibe trugen zu Fuß über die Grenze, sondern wir durften pro Person 50 kg Gepäck mitnehmen und bei manchen war es vielleicht sogar noch etwas mehr. Und man schenkte großzügig jedem noch 1.000 Reichsmark, nachdem vorher noch alle Sparsbücher und alle Wertgegenstände kassiert worden waren.

Human hieß aber auch, dass wir mit der Eisenbahn auf große Fahrt gehen durften. Vierzig Viehwaggons wurden von einer müden Lok über die Grenze gezogen. In jedem Viehwaggon hockten etwa 50 Personen auf ihren Bündeln: Männer, keiner unter 60 Jahren (die anderen waren gefallen, in tschechischen KZs oder noch in Kriegsgefangenschaft), Frauen und Kinder.

Das Gepäck bestand manchmal aus den abenteuerlichsten Stücken. Wir hatten also wirklich unsere Zinkbadewanne voll gepackt, einen großen Weiden-Reisekorb und ein Kinderbett, dazu hatte noch jeder einen Rucksack. Andere hatten Bündel, Kisten, Truhen und Huckelkörbe. Wir hockten im Waggon auf unseren Gepäckstücken. Kranke Greise husteten, rülpsten, Kinder quengelten und schrieten. Mütter mit kranken Kindern im Arm jammerten still vor sich hin. In einer Ecke stand ein Eimer für die Notdurft. Hatte ihn jemand benutzt, wurde er durch eine der beiden kleinen Lucken auf den Bahndamm entleert.

In Furth am Walde durften wir nach 48 Stunden zum ersten mal wieder den Wagen verlassen. Es war, als könnte man hier nach langer Zeit erstmals wieder richtig atmen. Zuerst einmal waren alle von einem großen Druck befreit. Die weißen Armbinden wurden heruntergerissen und auf den Boden geworfen. Manch trampelten wütend darauf herum, als wären sie schuld an unserem Elend.

Wir wurden in einen großen Raum gelotst, wo wir uns entkleiden mussten. Dann wurden wir von oben bis unten mit einem weißen Pulver eingepudert. DDT hieß der weiße Staub und der Geruch haftete uns tagelang an. Das Ziel war erreicht. Wanzen, Flöhe und Läuse wichen nun jedem von uns in weitem Bogen aus.

Dann durften wir uns in einer langen Reihe anstellen, bekamen einen Blechnapf in die Hand gedrückt und aus einer amerikanischen Gulaschkanone eine dicke Suppe. Die Kinder bekamen Milch und Obst. Als wir alle abgefüttert waren, kletterten wir mit neuem Mut in unseren Waggon, aber auch mit Hoffen und Bangen, was uns die Zukunft bringen würde.

Wieder waren wir einen ganzen Tag unterwegs, kamen durch zerbombte Städte, die uns nur dem Namen nach bekannt waren: Regensburg, Nürnberg, Erlangen. Hier gab es eine große Aufregung. Ein Bauernknecht aus Hinterstift hatte sich zur offenen Tür hinausgelehnt. Beim Anfahren schlug die Türe zu und zertrümmerte ihm den Schädel. Es gab einen langen Aufenthalt, der Tote wurde aus dem Waggon geschafft – lange Untersuchungen. Endlich fuhren wir weiter. Als der Zug wieder hielt, lasen wir am Bahnhofsgebäude BAMBERG. Hatte Vater diese Stadt nicht in seinem Brief erwähnt? Wir erhielten den Befehl, auszusteigen. Lastautos warteten an den Rampen des Güterbahnhofes. Viele Hände halfen beim Ausladen. Mama und ich hatten zu tun, das Gepäck und Siegfried ständig im Auge zu behalten. Dann stiegen wir auf die Autos. Es dämmerte schon, als wir bei einer großen Schule ausgeladen wurden.

In den Klassenzimmern standen Reihe an Reihe Feldbetten aus amerikanischen Beständen, es gab richtige Klosetts und eine Wasserstelle im Flur. Die Unterkunft war geradezu luxuriös. Der Eintopf, den wir am Abend bekamen, war einfach, aber sättigend. Dass einer unserer drei Porzellanteller gleich beim Auspacken zu Bruch ging, glich einer mittleren Katastrophe.

An Schlaf war in der folgenden Nacht kaum zu denken. Fast vierzig Menschen in einem Raum, Bettenquietschen, Schnarchen, Kindergeschrei. Dazu die Aufregung der vergangenen Tage. Mama und ich berieten noch lange und fielen erst dann in einen unruhigen Schlummer, als wir beschlossen hatten, zu versuchen, so lange in Bamberg zu bleiben, bis Vater bei uns sei.

Am nächsten Tag suchten wir ganz früh am Morgen die Post und gaben ein Telegramm an Onkel Otto auf, mit der Nachricht, dass wir in Bamberg in der Martinschule wären. – Am Nachmittag saßen die Frauen und Mädchen alle im Hof und schälten Kartoffeln für die Gemeinschaftsküche. Plötzlich kam jemand aus unserem Schlafsaal ganz aufgeregt angerannt und suchte Mama. „Eine Überraschung, Frau Woldrich! Kommen Sie schnell!“ Mama sprang auf und war auch schon weg. Ich wusste gar nicht, dass sie so schnell laufen konnte! Als ich mit Siegfried auch in den großen Schlafsaal kam, sahen wir unseren Vater. Wir konnten unser Glück kaum fassen. Ja, dieser abgehärmte Mann in der alten Wehrmachtsuniform und der Nickelbrille auf der Nase war wahrhaftig unser Vater. – Wie viele Leute freuten sich nun mit uns! Vater war als Lehrer einer Bürgerschule weit über die Grenzen von Oberplan hinaus bekannt gewesen. Wie ein Lauffeuer hatte die Nachricht die Runde gemacht: „Herr Fachlehrer Woldrich ist da!“ Händeschütteln, Glückwünsche, Fragen. Wir waren so glücklich, wie seit langem nicht mehr!

Am nächsten Tag machten wir uns zu viert einen Bummel durch Bamberg: Dom, Michaelkirche, Altes Rathaus. In was für eine herrliche Stadt waren wir doch gekommen! Aber ein Besuch beim Schulamt wegen einer Anstellung für Vater war leider vergeblich.

Mittlerweile wurden unsere Leute auf die umliegenden Dörfer aufgeteilt. Eines Abends kam die Familie eines reichen Bauern wieder ins Lager zurück. „Mit dem Hund hat man uns fortgejagt von dem Hof, in den wir eingewiesen wurden. Mit dem Hund!“ schluchzte die Frau. Wir waren alle starr vor Entsetzen. So verhielten sich unsere deutschen Brüder und Schwestern?

Eine Woche waren wir in Bamberg, dann hieß es wieder packen. Wohin wohl? Es ging nach Norden, aber immer noch in Viehwaggons. Nun waren wenigstens zwei jüngere Männer im Waggon. Der herzleidende Herr Mayer aus Prag (sein Schwager hatte uns vor einem halben Jahr in seiner Tischlerwerkstatt aufgenommen) und mein Vater. Die Luken im Waggon waren nun etwas größer. Wir sahen rechts eine große Kirche und links am Berg eine ebensolche. „Vierzehnheiligen und Kloster Banz heißen diese Kirchen“ erklärte unser Vater. „Hinter dem Staffelberg dort rechts wohnt Onkel Otto.“ „So viele schöne Kirchen gibt es da! Da müsstest doch auch gute Leute wohnen,“ hoffte die Bauersfrau, die man mit den Hunden weggejagt hatte. Und wir hofften alle mit.

In Lichtenfels fanden wir in einer Turnhalle ein erstes Quartier. Die Stockbetten ließen zu, dass sich jede Familie ein eigenes kleines Fleckchen herrichten konnte. Eine Woche dauerte es hier, bis alle auf die Dörfer verteilt waren. Vater konnte bei der Flüchtlingsverwaltung einen Tauschpartner finden, sodass wir zu ihm in den Landkreis Kronach eingewiesen wurden.

In Theisenort, einem kleinen Arbeiterdorf wurde uns ein Zimmerchen bei Frau Kraus zugewiesen. Ihr Mann war Blockleiter bei der Partei gewesen und war vermisst gemeldet. So hatte sie nur zwei Zimmer und eine kleine Küche behalten dürfen, alles andere war mit Vertriebenen belegt worden. Als sie unsere Badewanne sah, meinte sie, wir könnten wohl einmal in der Woche in ihrem Bad baden. Das Holz, das wir brauchen würden, könnten wir ihr vielleicht später einmal zurückgeben. Was war das für ein herrliches Gefühl, zu baden! Hatten wir uns eigentlich in den letzten vier Wochen gründlich gewaschen? Hände und Gesicht waren wohl mit Wasser in Berührung gekommen – aber sonst? Frau Kraus schenkte uns auch mal einen Kohlkopf und einen Kohlrabi, sie, die selbst kaum etwas hatte. Die Bauern waren da viel sparsamer. Einen ganzen Tag hatte Vater gemäht, um einen kleinen Laib Brot zu bekommen. Wie andächtig schauten wir zu, als Mutter vor dem Abschneiden das Kreuz darüber zeichnete. Zwei Pfund Brot gab es damals für vier Personen pro Woche, das war für jeden eine halbe Scheibe zum Frühstück und eine halbe Scheibe zum Abendbrot. Zu Mittag kochte Mutter für jeden eine kleine Kartoffel. Das bisschen Fett, das wir bekamen, verwendete Mutter dazu, den Spinat aus Brennesseln und Knöterich mit Einbrenne einzudicken oder Pilze aus dem Wald zu rösten.

Mutter versuchte nun auch, betteln zu gehen. In Tüschnitz fuhr sie ein Bauer barsch an: „Jetzt kommt das Diebsgesindel auch schon zum Hintereingang auf den Hof! Passen Sie auf, dass ich nicht den Hund auf sie hetze!“ Als Mutter in Tränen ausbrach und sagte: „Da sind sie wohl an eine Unrechte geraten“, schämte er sich vielleicht. „Warten Sie, ich bringe Ihnen zwei Eier“, brummte er. Aber Mutter wartete nicht.

Dann gingen wir Ähren lesen. Auf den Feldern des Schmölzer Schlossherren wimmelte es nur so von Ährenlesern: alte Leute, halbverhungerten Frauen und Kindern. Einmal waren auch meine Eltern dabei. Da kam der Verwalter auf seinem Pferd dahergeprescht, schwang seine Peitsche und drohte mit Anzeige, wenn das „Diebsgesindel“ nicht von dem Acker verschwände. Nie mehr gingen meine Eltern zum Ährenlesen. So machten wir uns zu zweit auf, Siegfried, der nun schon große, Fünfjährige und ich. Einmal hatten wir Glück. „Gehört ihr nicht dem Lehrer, der bei Frau Kraus wohnt?“ fragte die Bäuerin, der das Äckerlein gehörte. Als wir das bejahten, ließ sie für uns einen ganzen Haufen zusammengerechter Ähren liegen. Wie schnell war da unsere Tasche voll! Daheim setzte sich Vater auf das Mäuerchen vor der Haustüre, klopfte die Körner aus den Ähren, mahlte sie auf unserer alten Kaffeemühle und siebte das Mehl fein durch. Mutter buk den ersten Kuchen daraus – im Elektroherd von Frau Kraus. Aber auch der grobe Schrot fand Verwendung für einen „Grießbrei“.

Vater sprach jede Woche auf dem Schulamt vor, immer vergeblich. Unser Geld neigte sich dem Ende zu. Da brachte Vater eine Heimarbeit aus Kronach mit. Wir bemalten Holzteller. 80 Pfennige bis 1,20 Mark bekamen wir für einen Teller, aber 100 Mark kostete ein Stück Butter auf dem schwarzen Markt und 5 Mark eine Zigarette. Wir malten wohl an die drei Stunden an einem Teller, natürlich wieder auf dem Gartenmäuerchen. Unser Zimmerchen war so klein, dass alle anderen den Raum verlassen mussten, wenn sich einer waschen oder anziehen wollte. Oder sie mussten im Bett bleiben. Aber es war ein sehr schöner Sommer und so war der Vorplatz und der Garten zum Wohnraum umfunktioniert worden.

Später gingen wir alle in den Wald. Vater hatte vom Forstamt die Erlaubnis bekommen, Wurzeln auszugraben. Es war eine schwere Arbeit mit den schweren geliehenen Werkzeugen und bei dem Hunger, den wir litten. Beeren und Pilze besserten unseren Speisezettel wohl auf, aber satt wurden wir in diesen Wochen nie. Bald fand Vater eine neue Nahrungsmittelquelle. An den Straßen standen viele Obstbäume. Vater hatte erfahren, dass man sich die Falläpfel aufklauben dürfe. So ging Vater täglich in aller Herrgotts Frühe hinaus, um zu schauen, was heruntergefallen war. Wir schnitten die wurmigen Stellen heraus, Mutter machte Kompott aus den Schnipseln, ohne Zucker natürlich. So gab es von nun an zum Frühstück immer Apfel- oder Birnenkompott.

Und dann geschah ein Wunder! Vater kam von Kronach mit der Nachricht, dass er zum 1. August eine Stelle in Schmölz antreten könne. Ein Zimmer in der Schule wurde uns zugewiesen, etwas größer als unser bisheriges, einen Ofen bekamen wir auf Bezugschein zugeteilt, den wir gleich nach Schmölz bringen ließen – und da war das Wunder auch schon wieder vorbei!

Die Lehrersfrau eröffnete Vater, dass er nicht nach Schmölz käme, die Bevölkerung wolle keinen katholischen Lehrer. (Später erfuhren wir, dass sie es war, die die Bevölkerung aufgehetzt hatte). Wir glaubten nicht richtig gehört zu haben. Wir suchten Zuflucht in der Kirche neben der Schule. Sie war verschlossen – und so abweisend kam uns nun jedes Haus des Dorfes vor. Vater ging ins Pfarrhaus. Pfarrer Sommer wusste von nichts. Er war genauso schockiert wie meine Eltern. Am Schulamt erfuhr Vater einen Tag später, dass er wieder entlassen sei.

Als mein Vater wieder ins Schmölzer Pfarrhaus kam, bat ihn Pfarrer Sommer, seinen drei Kindern Nachhilfeunterricht zu geben, damit sie bei Schulbeginn nicht so viele Lücken hätten. Täglich wanderte nun Vater die drei Kilometer von Theisenort nach Schmölz. Nie kam er mit leeren Taschen heim. Einmal waren es Äpfel, ein andermal Pflaumen oder ein halber Laib Brot – Naturalienzahlung aus dem Pfarrhaus. Der Pfarrer schämte sich wohl für seine Gemeinde.

Aber im katholischen Theisenort war es noch schlimmer. Hier war es der Pfarrer, der die Leute aufhetzte. Er sprach von den Flüchtlingen als einer Strafe Gottes. Das Gottesvolk drängte die verängstigten Menschen aus den Kirchenbänken. Als mir einmal vor Hunger ganz schwarz vor den Augen wurde und ich mich setzte, wurde ich so lange mit dem Gebetbuch in den Rücken gestupst, bis ich mich wieder kniete. Dann wurde mir ganz schlecht und ich ging aus der Kirche. Die Blicke der Gottesdienstbesucher trafen mich wie giftige Pfeile.

Nun ging nur mehr Mutter in die Kirche und sie musste sich vom Pfarrer anhören, dass die Schmölzer recht hätten, wenn sie keinen katholischen Lehrer möchten und er wünsche sich, seine Gemeinde würde auch so handeln.

Damals entstand eine lebenslange Freundschaft zwischen meinem Vater und dem evangelischen Lehrer Bolt aus Stettin, der in Johannisthal (Pfarrgemeinde Theisenort) angestellt war.

Trotz dieser unsicheren Zeiten hatten die Eltern für mich einen Studienplatz gesucht und in Erlangen gefunden. Jetzt versuchte Vater, in der Gegend von Erlangen eine Stelle zu finden. Aber auch hier gab es für Katholiken keinen Platz – für uns unfassbar. „Versuchen Sie es einmal in der klösterlichen Schule in Herzogenaurach“, riet der Schulrat. Zu Fuß machte sich Vater auf den Weg nach dem 20 Kilometer entfernten Herzogenaurach. „Ja“, sagte die Schwester Rektorin, „wenn Sie eine Genehmigung vom Schulamt in Höchstadt haben, nehmen wir Sie gern.“ Also wieder zu Fuß die 18 Kilometer nach Höchstadt. Dort bekam er die Genehmigung, fuhr mit dem nächsten Zug nach Erlangen, übernachtete mit geschwollenen Füßen am überfüllten Bahnhof. Der erste Zug brachte ihn nach Herzogenaurach. „Tut uns leid“, sagte die Rektorin. „Wir haben gehört, dass unsere einheimischen Lehrer alle unter Amnestie fallen. Da müssen wir wohl erst für unsere heimischen Lehrer Stellen bereithalten.“ Nun fühlten wir uns auch der Gemeinschaft der Christen total im Stich gelassen.

So empfanden die Eltern auch kaum mehr Freude, als von einer neuen Stelle die Rede war: GLOSBERG, ein kleiner Wallfahrtsort unweit von Kronach. Der damals amtierende Schulamtsverweser war in den Kriegsjahren dorthin strafversetzt worden und sollte nun eine Stelle in Bamberg bekommen. „Die Leute sind dort zwar etwa stur, aber fürs erste wäre es für Sie dort eine Bleibe. Bis Allerheiligen könnten Sie auch meine Dienstwohnung beziehen“, meinte der Schulrat.

So schauten wir uns gleich tags darauf Glosberg an. Es war fast eine Weltreise. Eine Stunde Fußweg zum Bahnhof, 20 Minuten Eisenbahnfahrt bis Gundelsdorf, eine halbe Stunde Fußweg nach Glosberg. Der Empfang im Lehrerhaus war freundlich, aber kühl. Ungewohnt für uns Böhmerwälder, dass uns nichts angeboten wurde, nicht einmal unserem kleinen Siegfried, wo doch draußen im Garten Bäume voller reifer Äpfel standen. Aber Frau Ott versprach, uns einige Möbel hier zu lassen, auch Gardinen – langsam schwand die Distanz. Dann stellte sich Vater beim Bürgermeister vor. Er war Bauer und Wirt. Er hatte in das Dorf „hineingeheiratet“ und fühlte sich immer noch als Fremder hier. Vielleicht war es diese Tatsache, dass wir hier in diesem Haus sehr herzlich empfangen wurden. Vater wurde ein Zimmer angeboten, bis die Wohnung frei wäre, und Mittagstisch. – Wir wurden ganz froh in diesem Haus.

Dann wollten wir uns noch die Kirche ansehen. In ihrer barocken Pracht erinnerte sie uns an die Kirchen unserer Heimat. Mutter kniete sich in die Bank – dann entdeckte sie am rechten Seitenaltar Johannes von Nepomuk, unseren böhmischen Landesheiligen. Da begannen plötzlich die Tränen zu fließen, ein Schluchzen durchschüttelte ihren ganzen Körper. Vater und ich schluckten, kämpften gegen Tränen an, weinten mit. Es war, als müsste die ganze Verzweiflung der letzten Monate, die Demütigungen, die Hoffnungslosigkeit, alles, alles was uns bedrückte, in einem Strom von Tränen weggeschwemmt werden. Irgendwie war alles anders, als wir nach Theisenort zurückkehrten.

Im September brachte mich Vater nach Erlangen. Mutter bat: „Geh wieder in die Kirche, Traudi! Bitte! Trotz alledem!“ Ich versprach es, obwohl es am Anfang im evangelischen Erlangen sehr schwer war.

Ende September zogen die Eltern nach Glosberg. Der alte geistliche Rat Martin hatte sich in die Studierstube zurückgezogen und für meine Eltern und Siegfried sein Schlafzimmer frei gemacht. Er hatte den Vertriebenen nicht nur das gegeben, was er entbehren konnte. Er hätte sein letztes Federbett hergegeben, wenn seine Haushälterin nicht Einspruch erhoben hätte. In vielen guten Gesprächen zeigte er meinen Eltern, dass die Kirche trotzdem zu den Verfolgten steht.

Viele liebe Menschen lernten wir hier kennen. Da war der Schreiner, der unsere ersten Möbel anfertigte, allerdings nur an den Nachmittagen, wo Vater seinen Handlanger machen konnte, da waren die Bauersleute aus der Nachbarschaft, die uns den ganzen Sommer über ihre Nähmaschine borgten, damit ich aus alten Sachen Neue machen konnte, da war der junge Pfarrer, der einen Großteil dessen, was ihm die Bauern brachten, weiterschenkte an seine Jugendgruppen in Nürnberg, mit denen er die Kriegsjahre erlitten hatte.

Im Oktober bekam ich einen Brief von Vater, den ich wie eine Kostbarkeit aufbewahrte: „Liebe Traudi! Wir sind nun endlich alle in Glosberg. Nächste Woche können wir in die Schule ziehen. Wir haben zum Einzug von fünf Bauern einen Sack Kartoffeln geschenkt bekommen. Zwei Säcke Weizen bekamen wir auch geschenkt. Ich habe sie schon zur Mühle gebracht. Eine halbe Fuhre Zuckerrüben haben uns drei Bauern miteinander gebracht. Zweimal in der Woche bekommen wir vom Nachbarn einen Liter Milch. Aber die trinkt Siegfried fast ganz alleine. Mama ist ganz glücklich. Nächste Woche wird auch Großvater kommen und Tante Maritschl. Wenn Du zu Allerheiligen kommst, können wir Dir alles Weitere erzählen. Viele Grüße, Dein Vater, Mama und Siegfried.“

Als ich Allerheiligen in Gundelsdorf ausstieg, wartete die ganze Familie auf mich. Großer Bahnhof! Wir schliefen noch alle auf Strohsäcken am Fußboden oder auf Feldbetten. Vaters Schreibtisch im Wohnzimmer war eine ausrangierte Schulbank vom Speicher. Auch der Schrank war vom Dachboden geholt und hatte statt drei Beinen Ziegelsteine untergelegt und als Kommode diente eine auf Ziegelsteine gestellte Kiste. Später kam noch als Prachtstück ein altes Harmonium aus der Kirche dazu. Der junge Pfarrer hatte gehofft, dass Großvater oder Mutter den Organistendienst hätten übernehmen können. Wie froh waren die, dass sich ein Gymnasiast ein Taschengeld mit Orgelspiel verdienen wollte. Die Orgel hatte eine andere Pedalanordnung als die Orgeln daheim. Für Übung war kaum Zeit und selten ein Orgelzieher zu haben.

Wir merkten gar nicht, wie armselig wir hausten, wir fühlten uns glücklich, dass wir alle beisammen waren und wieder Hoffnung schöpfen konnten für einen neuen Anfang.

Unser Großvater war nun bei uns und unsere liebe „Post-Hedwig“ aus Oberplan, die wir immer als Großmutter ansahen kam später noch zu uns und wir konnten 1946 ein Weihnachtsfest feiern, an dem unser größtes Geschenk das Gefühl war, dass wir hier vielleicht eine neue Heimat finden könnten.

Das erste Weihnachtsfest in der Fremde

Der erste Advent in Bayern! Um den Nikolaustag, der bei uns der Haupttag des Advents war, war gar keine weihnachtliche Stimmung in der Stadt Erlangen, wo ich zaghaft die ersten Freunde gefunden hatte. Es waren alle Vertriebene aus dem Sudetenland. Alle waren unglücklich, dass es statt Schnee nur dreckigen Matsch auf den Straßen gab. Aber ein eisiger Wind piffte durch den dünnen Mantel, wenn ich auf der Brücke über die Schwabachauen der Stadt zustrebte.

Endlich war der letzte Schultag gekommen. Mit meinen zwei Koffern ergatterte ich nur mit Mühe einen Platz in dem überfüllten Zug Richtung Kronach. Vater und Siegfried standen mit einem geliehenen Schlitten am Bahnhof Gundeslsdorf. Hier gab es doch ein bisschen Schnee, dem Vergleich mit dem Böhmerwald jedoch hielt diese überzuckerte Landschaft nicht stand.

Im Schulhaus in Glosberg wurde ich von Mutter, Großvater, Tante Maritschl und Frau Hedwig überschwänglich begrüßt. Stolz zeigte mir Mutter das neue Küchenbüffet, die Tante ihre aufklappbare Liege im Wohnzimmer. Drei Tage waren es noch bis zum Heiligen Abend. „Willst Du uns nicht ein paar Kekse (so nannten wir daheim die Plätzchen) für Weihnachten backen?“ fragte Mutter. Nun, Nüsse hatte Frau Hedwig gesammelt, Mehl hatten wir dank zweier geschenkter Säcke Weizen auch. Ein paar Eier hatte die Mutter in den letzten Wochen aufsparen können. Fett und Zucker allerdings waren das Problem. Aber wozu war in den Wochen vorher im Waschkessel aus Zuckerrüben Sirup gekocht worden? Der Sirup konnte vielleicht Zucker und Butter ersetzen. Und so begann es nun in unserer Küche tatsächlich nach Weihnachten zu duften.

Am nächsten Tag kam das größte Weihnachtsgeschenk: Der Schreiner lieferte endlich die Betten und den Schrank für das Elternschlafzimmer. Bis jetzt hatten Vater und Mutter immer noch auf Strohsäcken auf dem Fußboden geschlafen, die Kleidung war auf einer langen Wäscheleine gehangen. Wenn das nun kein Weihnachtsfest werden sollte!

Vater hatte vom Bürgermeister einen Christbaum geschenkt bekommen. Es war in Glosberg üblich, dass der Lehrer den Christbaum geschenkt bekam. Der wurde nun im Schlafzimmer aufgestellt (da war der beste Platz) und mit Äpfeln, Lebkuchen und mit Glitzerschnee bestreuten Pappesternchen geschmückt. Kerzen und Kerzenhalter hatte Großvater in Kronach ergattert. Der Baum konnte sich sehen lassen!

Am Tag vor dem Heiligen Abend fuhr Vater nach Kronach, um den bestellten Karpfen zu holen. Den gab es also heuer auch schon wieder. Es war ein ziemlich kleiner Karpfen, den Vater heimbrachte, trotzdem waren wir hochzufrieden damit. Und dann ereignete sich etwas, was wir alle nie im Leben vergessen werden. Es klopfte an der Tür. Herein kam Herr B., ein Arbeiter aus Gundelsdorf. Er hatte ein kleines Häuschen, einen Garten, Ziegen, Hühner und Gänse. Er packte aus seiner Tasche eine halbe Gans aus: „Herr Lehrer, nehmen Sie das als Weihnachtsgeschenk. Wir sind nur vier Leute, uns reicht eine halbe Gans auch!“ Mutter liefen die Tränen über die Wangen, Vater suchte nach Worten des Dankes. Wir waren erschüttert, zutiefst gerührt. Wir hätten ihm die Gans nicht bezahlen können. Weder Großvater, noch Tante, noch Frau Hedwig hatten ein Einkommen und von Vaters Gehalt ging die Hälfte für meinen Unterhalt und die Miete in Erlangen weg.

Am Heiligen Abend feierten wir fast wie daheim bei Karpfen, Apfelstrudel und Tee. Dann setzten wir uns im Schlafzimmer zusammen, versuchten Weihnachtslieder zu singen. Großvater wusste immer wieder noch eines. Wir saßen auf dem Feldbett, das mir als Schlafstatt diente und auf Siegfrieds gerettetem Kinderbett. Wir waren so glücklich und froh, dass wir alle gesund beisammen sitzen konnten, dass wir gar nicht merkten, wie dürftig die Geschenke waren: Ich bekam ein paar zerlesene Sagenbücher und Liederbücher aus der Schulbücherei, die eigentlich auf Anordnung der Amerikaner hätten verbrannt werden sollen. Und Vater meinte, ich solle mich bei den Schönbachern in Bubenreuth nach einer Geige umsehen und fragen, ob er sie auf Raten zahlen könne. Siegfried bekam von irgendeinem Nachbarn einen alten Schlitten geschenkt. Frau Hedwig hatte aus ihrer

Ausweisungstruhe eine schöne weiße Tischdecke herausgekrant und einiges von ihrer baumwollenen Aussteuerwäsche. Daraus nähten wir später auf einer geliehenen Nähmaschine Hemden und Blusen für die ganze Familie. Frau Hedwig sagte: „So ein schönes Weihnachten habe ich überhaupt noch nie erlebt!“ und wir alle waren an diesem Abend einer Meinung mit ihr.

Mitternacht gingen wir in die Kirche, die ja nur zehn Schritte von der Schule entfernt war. Wir waren voll des Dankes an den lieben Gott, wenn es uns auch noch ein bisschen schwer fiel, uns an die fremden Weihnachtslieder zu gewöhnen.

Nur fünf Jahre wohnten wir in Glosberg, aber fünf wichtige Jahre. Es waren die Jahre des „Heimat-Findens“ hier in Bayern. Aber wenn alljährlich im September von Pressig eine Fußwallfahrt nach Glosberg stattfindet, so bin ich fast immer dabei, um dort in der Kirche ein Danke zu sagen, dass uns die Bewohner dieses kleinen Dörfchens so beistanden in dieser schweren Zeit.

Neu - Anfang

Der Neuanfang in Glosberg war für unsere Familie sicher leichter als für andere Flüchtlinge. Unser Vater war bei uns, er hatte eine Arbeit gefunden, wenn auch nicht in seiner alten Stellung, und wir hatten eine Wohnung. Kurze Zeit waren die Eltern mit Siegfried im Schlafzimmer des pensionierten alten Pfarrers untergekommen, bis sie in die Dienstwohnung der Schule ziehen konnten. Gardinen, einen Tisch und vier Stühle hatte der alte Lehrer zurückgelassen, dazu noch einige Regale. Die übrigen Möbel waren ausrangierte Schulmöbel vom Dachboden.

Graßvater hatte mit Tante in einer Futterkammer bei einem Oberpfälzer Bauern gehaust. Die Türe hatte nur einen Riegel, kein Schloss und keine Klinke. Nun bezogen die beiden unser Wohnzimmer. Großvater bekam ein Bett vom Geistlichen Rat geschenkt, Tante hatte ein amerikanisches Feldbett. Die Eltern und Siegfried schliefen im Schlafzimmer. Nur Siegfried, der Glückliche, hatte sein über alles geliebte Bett. Für die Eltern lagen zwei Strohsäcke in dem leeren Raum.

Eines Tages kam ein Telegramm von Frau Hedwig. „Bin da auf der Wülzburg. Holt mich!“ Gut, dass neben dem Wohnzimmer noch eine kleine, wenn auch unheizbare Kammer war. Dort brachten wir Frau Hedwig unter mit ihren erstaunlich vielen Truhen und Bündeln. Sie hatte sogar ihr Bett mitnehmen dürfen. War es ihr hohes Alte von 80 Jahren, oder waren es die paar Brocken Tschechisch, die sie sprach, die die Tschechen so mild stimmten und sie so viel mitnehmen ließen? Wir waren nun froh, ein Stück Oberplan bei uns zu haben.

Für Vater begann der Schulalltag. 160 Kinder hatte er zu unterrichten. Er teilte sie in drei Gruppen: acht bis zehn Uhr, halb elf bis halb ein Uhr, zwei bis vier Uhr. So hatten alle Kinder täglich zwei Stunden Unterricht. Die Bitte an den Pfarrer, er möge den Religionsunterricht weiterhin im Pfarrhaus halten, damit die Kinder diese Stunden noch zusätzlich hätten, wurde abrupt abgelehnt. Der Pfarrer beschwerte sich am Schulamt über die Unverschämtheit des Lehrers, der ihn aus der Schule drängen wollte. Als der Pfarrer dann eine Flüchtlingsfamilie mit acht Kindern in dem ehemaligen Unterrichtsraum aufnehmen musste, hat er vielleicht seine Ablehnung bereut.

Diese Flüchtlingsfamilie hatte im Gasthaussaal gewohnt. So war nun der halbe Gasthaussaal frei geworden und man konnte dort eine Schulklasse einrichten. Es kam ein junger Lehrer, der in diesem Saal das 5. bis 8. Schuljahr unterrichtete. Der Saal war durch eine Holzwand in zwei Teile getrennt worden. Später wohnte der Lehrer hinter der Holzwand. Schullärm und Kindergeschrei durften sich gegenseitig nicht stören.

Vater hatte nun nur mehr die Klassen 1 bis 4 in zwei Gruppen. Oft aber musste er zum Schulamt nach Kronach, weil er der Betreuer für alle Flüchtlingslehrer war. Dann ging wie selbstverständlich Großvater in die Klasse und übernahm Vaters Unterricht. 1948 waren schon drei Lehrer in Glosberg und Vater hatte es leichter.

Vater musste viel lernen. Dass er an den Bittagen schulfrei geben durfte, weil in diesem Wallfahrtsort fast stündlich neue Bittprozessionen eintrafen, musste er erst aus der Schulordnung erfahren. Dass er als Lehrer einen großen Mangel aufwies, weil er nicht orgeln konnte, war eine zweite bittere Feststellung. Mutter versuchte einzuspringen, aber wer sollte ihr bei den dringend nötigen Übungen (sie hatte seit über zwanzig Jahren nicht mehr gespielt) den Blasbalg treten? Großvater konnte wegen seiner Gicht auch nicht mehr spielen. Wir froh waren alle, als ein Schüler des Gymnasiums den Organistendienst übernahm.

Für Vater gab es noch ein weiteres Problem. Wir hatten für ihn keinen einzigen Anzug mitgebracht, sie wurden uns alle schon in Oberplan gestohlen. Er musste nun in der Uniform unterrichten. Dann schenkte ihm sein Bruder Otto einen Anzug. „Ihr habt uns ja zwei Federbetten gegeben, als das Gepäck aus Reichenberg nicht in Oberplan eintraf“, sagte Tante Resi. Einen zweiten Anzug lieh ihm sein Schwager. Er bekam später dafür Siegfrieds Kommunionanzug für seinen Sohn. Unterwäsche überließ ihm Großvater und Hemden nähten wir aus der Aussteuerwäsche, die in Frau Hedwigs Truhen war. In ihnen waren auch viele Stoffe, aus denen wir für Mutter und mich Blusen, ja sogar Kostüme nähen konnten. Sogar Siegfrieds Beichtanzug wurde aus einem Kostüm von Frau Hedwig umgenäht. So konnten wir alle Textilpunkte dazu verwenden, Vater neu einzukleiden. Es ging ja damals allen nicht gut, so fielen wir in unserer einfachen Kleidung vielleicht gar nicht so auf.

Für Mutter waren es auch schwere Jahre. Es gab in Glosberg keinen Bäcker und keinen Metzger. Außer Mehl, Zucker und Grieß konnte man kaum etwas kaufen. Es kostete viel Überredungskunst, dass sich Großvater bereit erklärte, seine täglichen Spaziergänge so einzuteilen, dass er die Einkäufe übernehmen konnte. Lange wehrte er sich dagegen, Vaters Militärrucksack zu tragen, schließlich sah er ein, dass auch er eine Aufgabe im Familienverband übernehmen musste.

Auf seinen Spaziergängen entdeckte er einmal einen Schäfer. Der war bereit, uns einige Kilogramm Wolle zu verkaufen. Wir bekamen die Bauchwolle, die sich sehr schwer verspinnen ließ. Mutter und Frau Hedwig spannen nun abwechselnd auf einem geliehenen Spinnrad. In den langen Kälteferien im Februar 1947 saß auch ich viele Stunden am Spinnrad. Irgendwo in Kronach hatte Großvater auch Stofffarbe aufgetrieben. Nun wurde die Wolle gefärbt und Frau Hedwig saß am Sofa und strickte – strickte.

Gleich im Herbst hatten uns mehrere Bauern gemeinsam eine Fuhre Zuckerrüben geschenkt. Die wurden nun im Waschkessel zu Sirup verkocht. In das ausgekochte Sirupkraut mischten wir Apfelschnitzel, das gab einen guten Nachtisch. Den Sirup strichen wir aufs Brot oder gaben ihn dem Kaffee zu. Einmal hatte sich der Sohn vom Gutspächter verletzt und Vater bat Mutter, ich zu verbinden. Da sah der Bub, dass Vaters Pause-Essen ein halbes Brot mit Sirup war. Am nächsten Tag kam er mit einem Laib Brot an. „Das schickt Ihnen meine Mutter“ sagte er. Meine Mutter konnte nur Vergelt's Gott sagen, wir hatten nicht einmal genügend Geld, um das Brot zu bezahlen.

Zur Schule gehörten zwei große Gärten. So hungerten wir im Jahr 1947 schon nicht mehr so schlimm. Wir konnten Kraut und Kartoffeln anbauen und labten uns mit Obst. Der liebe Gott ließ auch viele Pilze wachsen in diesen Jahren. „Viel Schwamma, viel Jammer“ sagte Frau Hedwig und tippelte fleißig in den Wald. Sie legte die Pilze in Essigsud ein oder trocknete sie und vertauschte sie bei den Bauern gegen Eier oder Butter oder Sahne. Dann sammelte sie Heilkräuter und trocknete sie zu Tee oder machte Salben daraus. Auch das waren gute Tauschartikel.

Wenn die Bauern schlachteten, bekamen alle Flüchtlinge, nicht nur der Lehrer, eine Kanne Suppenbrühe. Viele Jahre später entdeckte ich, dass Mutter so eine Wurstsuppe, die ich mit Freuden heimbrachte, ablehnte. Erst als ich die Tagebücher unseres Großvaters, in die er auch die Mahlzeiten eingeschrieben hatte, las, konnte ich ihre Abneigung gegen diese Wurstbrühe verstehen. Da hatte es fast täglich zweimal Wurstbrühe gegeben in diesen Monaten: Wurstbrühe mit Brot, mit Kartoffeln, mit Griebele, mit Eiereinlauf, mit Graupen, mit Reis. Dann begann die Speisekarte wieder von vorne. In diesen ersten beiden Jahren, versuchten wir vor allem, unsere ganze Verwandtschaft wieder zu finden.

Über das Rote Kreuz kamen nun die Todesmeldungen unserer Lieben: Onkel Ferdi, Onkel Walter, Onkel Willi, Onkel Franz Frank. Sie alle würden wir nicht mehr wieder sehen. Und die Angehörigen kamen und suchten Rat bei Vater und Großvater. Die Strohsäcke wurden wieder gestopft, um den Besuchern ein Nachtlager bieten zu können. Manchmal sah es in der Wohnung aus, wie in einem Flüchtlingslager. Auch für mich war zuhause kein Bett frei, ich schlief jahrelang auf einem Strohsack auf dem Feldbett.

Ich hatte in Erlangen einen Studienplatz bekommen. Das erste Jahr war bitter schwer, trotzdem ich es vergleichsweise gut getroffen hatte. Ich wohnte bei einer alten Witwe, mit der ich das Schlafzimmer teilen musste. Sie hatte Verwandte in einem Dorf und da fiel öfters einmal etwas ab für sie, das sie immer mit mir teilte. Sie war früher in einem Gasthaus in Nürnberg Köchin gewesen und konnte wirklich auch aus dem Nichts ein schmackhaftes Essen zaubern. Bei ihr lernte ich das Klöße-Essen. Neun Klöße kochte sie jeweils zu unserem Sonntags-Hasenbraten, vier für sich und fünf für mich. Aber auch die Fränkische Küche brachte sie mir bei: Kartoffelbrei mit Birnenkompott, oder Reibertatschi mit Apfelmus. Das Schlimme war der weite Schulweg von Alterlangen durch die Schwabachauen. Es gabe keine Strümpfe. In den dreimal angestrickten Kniestrümpfen und den kurzen Röcken fror ich jämmerlich. Fast eine dreiviertel Stunde lang war mein Schulweg. Es ging kein Bus, und wenn auch einer gegangen wäre, hätte ich ihn wohl nicht bezahlen können.

Im zweiten Jahr zog ich in ein Schülerinnenheim. Der Schulweg war viel näher, ich war auch nicht mehr so allein, aber das Essen war bei weitem nicht so gut, wie bei Frau Krämer. Aber sparen musste ich in der ganzen Zeit meines Studiums. Ich war in den sechseinhalb Jahren in Erlangen wohl keine zehnmal im Kino, nie im Theater und nie in einem Cafe oder einer Eisdielen. Einmal war ich mit Klassenkameraden in der Oper in Nürnberg. Wir fuhren mit dem Fahrrad hin, zogen uns in der Garderobe um und um Mitternacht fuhren wir wieder die 25 Kilometer heim nach Erlangen.

Unsere Abiturfahrt ging mit dem Fahrrad über Bamberg nach Würzburg, vier Tage lang. In Würzburg, wo die Jugendherberge noch geschlossen war, übernachteten wir in einem Heustadel. Und weil wir am Abend „so schön sangen“, bekamen wir auch einen großen Topf Milch und einen halben Laib Brot geschenkt. Einen Boxbeutel, vor dessen Wirkung uns Frau Dr. Ewald gewarnt hatte, bekamen wir gar nicht zu Gesicht.

Die Abschlussfahrt nach unserem Lehrerexamen machten wir mit dem Fahrrad nach Weißenburg, Wülzburg, Ellwangen. Aber mein Fahrrad war ein altes steifes Stahlross, sehr schwer zu treten und bereitete mit viel Kummer. 1950 hatte ich es zum Geburtstag geschenkt bekommen, da musste ich aber erst einmal das Radfahren lernen.

1953 war ich nun endlich Lehrerin. Mit 150 DM wurde ich als Lehramtanwärterin eingestellt. 1,50 DM musste ich Steuer bezahlen. Auf meinen ersten Gehalt wartete ich drei Monate. Von diesen ersten drei Monatsgehältern kaufte ich mir ein Dreigang-Fahrrad, einen Lodenmantel, einen kleinen Koffer für das Fahrrad, einen Reisewecker. Für den Rest von 11,50 DM kaufte ich für meine Eltern eine Flasche Sekt, die erste, die sie trinken sollten, damit wir meinen ersten Verdienst kräftig begießen könnten.

Es ist der Mai 1995, da ich diese Aufzeichnungen mache und die Erinnerungen gehen 50 Jahre zurück. Von Befreiung war für uns damals bestimmt nicht die Rede. Wir waren 1938 von einer Unterdrückung in die andere gefallen, wobei bei uns in den Böhmerwalddörfern, die tschechische nationalistische Unterdrückung wahrscheinlich schlimmer empfunden wurde, als anschließend die deutsche. Überall freute man sich über das Kriegsende und das Ende des Sterbens, bei uns ging das große Sterben einfach weiter.

Rückblickend allerdings darf man wohl sagen: Gott war mit uns. „Er schreibt gerade auch auf krummen Zeilen.“ Den anderen hat das Unrecht, das sie uns zufügten, kein Glück gebracht. Wir aber durften an der großen Aufgabe des Aufbaus eines neuen Deutschland wachsen.
Gebe Gott, dass unsere Nachfahren erkennen, welche Aufgaben ihrer Generation gestellt sind.

Für meine Neffen Frank, Jörg und Lutz aufgeschrieben, 50 Jahre nach dem Verlust unserer schönen Heimat.